

017.

Bibliothek
Techn. Hochsch. Breslau



Zum 150. Todestage Friedrichs des Großen

Schlesische Monatshefte ✠ August 1936

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

13. Jahrgang

Nummer 8

Inhalt des Augustheftes:

Bruno Wilhelm Franke: Preußentum und Reichsgedanke

Georg Kröger: Die Stellung Schlesiens in den Politischen Testamenten Friedrichs des Großen (1752—1768)

Dr. Ernst Boehlich: Schlesische Glücksprüche nach dem Hubertusbürger Frieden

Adolf Nebiger: Die Gründung und Etablierung der neuen Forstkolonie bei Sagan 1775

Dr. Georg Scharf: Friedrich der Große in Schlesiens volkstümlicher Überlieferung

Dr. Ernst Boehlich: Schlesische Legenden um Friedrich den Großen

Erich Janke: Vivat Fridericus!

Dr. Alfred Küffler: Erinnerungen an Friedrich den Großen in der Breslauer Stadtbibliothek

Kurt Paqué: Um und von Friedrich dem Großen

Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

August 1936

Nummer 8

Preußentum und Reichsgedanke

Zum 150. Todestage Friedrichs des Großen (17. August 1936)

Von Bruno Wilhelm Franke

Unerwartet trennen uns von dem Todesjahr Friedrichs des Großen. Der Nationalsozialismus hat seine Gestalt, die in dieser ganzen Zeitspanne im deutschen — nicht nur im preußischen — Volke lebendig war, zum Symbol gesteigert: der Tag von Potsdam (21. März 1933) bekundete das innere Bündnis zwischen Nationalsozialismus und friderizianischem Preußentum vor der ganzen Welt.

Andererseits aber: Nationalsozialistische Geschichtsbetrachtung fordert den gesamtdeutschen Blickpunkt. Hat Friedrich durch die Schöpfung der zweiten deutschen Großmacht, durch die Begründung also des preußisch-österreichischen „Dualismus“, nicht dem gesamtdeutschen Reichsgedanken den Todesstoß versetzt? Hat nicht er Österreich aus Deutschland hinaus nach Südosten, dem Balkan zu, gedrängt?

So ruft uns das Jahr 1936 zu geschichtlicher Besinnung auf. Wie stehen wir, und besonders wir Schlesier, deren politisches Schicksal er einst bestimmte, heute zu Friedrichs des Großen Werk? Hat es bestanden vor dem gegenwärtigen Urteil unserer Geschichtsbetrachtung, die uns so vieles anders werten lehrte?

Eine Antwort ist nicht möglich, bevor nicht der Begriff, zu welchem die schöpferische Leistung des Königs in Spannung gesetzt ist, mit geschichtlicher Anschauung gefüllt ist: der Reichsgedanke.

Seine reinsten Gestalt hatte das Reich nicht zur Zeit seines größten äußeren Glanzes: in der Frühzeit der deutschen Geschichte waren die deutschen Stämme unter dem deutschen Königstum zu einer Einheit zusammengefaßt, bei welcher des Reiches Grenzen den deutschen Volksboden nicht überschritten. Heinrich I. (919 bis 936), dessen tausendjähriger Todestag soeben in Quedlinburg und in allen deutschen Gauen Anlaß zu dankbarem Gedenken gab, war ihm treuer Hüter. In weiser Beschränkung sicherte er die Grenzen und stärkte die innerdeutsche Verbundenheit der Stämme.

Sein Sohn Otto der Große griff nach der Kaiserkrone: das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ entstand (962). Das Verhängnisvolle hieran war

zunächst nicht so sehr die Ausweitung des Raumes, denn Oberitalien war ja langobardisch-germanisches Vorfeld des Reiches — erst der nächste Schritt: das Hinausgreifen über den Kirchenstaat hinweg nach Unteritalien — Sizilien durch Otto II. erwuchs ohne organischen Zusammenhang aus dynastischer Heiratspolitik —, als vielmehr die Verknüpfung mit einer Idee, welche weit über das deutsche Volkstum hinausragte: in dem Kaisertum lag der Anspruch auf allumfassend-abendländische Geltung.

Gewiß strahlte hiervon besonders zu Zeiten, wo kraftvolle Herrschergestalten diesen Geltungsanspruch mit großen machtpolitischen Taten erhärteten, auf das Deutsche Reich eine Fülle des Glanzes zurück, ebenso gewiß war damit der Keim zu einem inneren Aufspaltungsprozeß gelegt: der Kaisergedanke unterstand anderen Lebensgesetzen als die Kräfte, die aus dem deutschen Volksboden erwachsen. Am Streit zwischen Friedrich Rotbart und Heinrich dem Löwen wird das tragisch deutlich.

Unter dem Staufer Friedrich II. ist der Spalt zur Kluft erweitert: wichtige Hoheitsrechte des Reiches gibt er geistlichen und weltlichen Fürsten preis; die Verteidigung des deutschen Bodens gegen Dänen (Bornhövede 1227) und Mongolen (Waltstatt 1241), welche Aufgabe des Kaisers gewesen wäre, überläßt er deutschen Einzelgewalten, er selbst ist in Sizilien verwurzelt!

In der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“, dem Interregnum, drohte das Reich aus den Fugen zu gehen. Die feste Hand Rudolfs von Habsburg (1273 bis 1291) vermochte zwar wieder eine Verklammerung herzustellen, doch bewirkte der Übergang der deutschen Krone an dieses Haus für das Reich eine Verlagerung des Schwerpunktes nach dem kolonialen Südostrum, wo das ursprünglich elsässische Geschlecht seine Hausmacht ausbaute, um Kraft zur Herrschaft im Reich zu gewinnen. Die Verbindung der Krone mit dem alten deutschen Stammesboden war damit gelockert.

Es ist bekannt, wie das habsburgische Haus durch glückliche Heiraten und Erbverträge seinen Eigenbesitz zu erweitern vermochte. Es griff damit schließlich immer mehr über den deutschen Volksraum hinaus. Als Karl V. (1519 bis 1556) — nach Erziehung und Neigung mehr Spanier als Deutscher — auf der Höhe seiner Macht war, unterstanden der Habsburgischen Krone nicht nur Deutschland mit den Niederlanden, auch Burgund, Neapel, Mailand, sowie Spanien mit seinem großen Kolonialbesitz. In seinem Reich ging „die Sonne nicht unter“! Das Denken und Handeln dieses Kaisers bestimmten also die eigengesetzlichen Forderungen weiter deutsch fremder Räume und deutsch fremder Völker mit! Die Idee des Kaisertums war zum Universalgedanken der Herrschaft über die gesamte Christenheit ausgeweitet, der habsburgische Machtbereich im übernationalen Weltreich geworden, welches unorganisch in seiner Struktur war und zum baldigen Zerbrechen bestimmt schien.

Inzwischen waren überall im alten Reichsraum, vom Kaiser kaum noch gezügelt, die Fürstentümer, die Städte und ihre Bünde zu politischen Sondergewalten herangewachsen. Reformation und Dreißigjähriger Krieg beschleunigten die Entwicklung. Die neuen politischen Gebilde nahmen sich das Recht, selbständig Bindungen mit außerdeutschen Mächten einzugehen,

sie führten mit eigenen Heeren Krieg auf eigene Faust und sträubten sich immer heftiger gegen Unterordnung und Zusammenfassung. Im Elend der deutschen Vielstaaterei drohte das Reich zu zerbröckeln und eine leichte Beute fremder Mächte zu werden.

Österreich aber, an dem nach der Trennung der spanischen von der deutschen Linie der Habsburger die Kaiserwürde haftete, lebte immer mehr seinen eigenstaatlichen Trieben. In der Verteidigung seines Gebietes an der deutschen Westgrenze gegen Frankreich diente es damit zugleich eine zeitlang den gesamtdeutschen Belangen. Daß dahinter aber nicht mehr der Gedanke einer gesamtdeutschen Verpflichtung stand, zeigt uns die Tatsache der Preisgabe jener Gebiete, als die eigenstaatliche Entwicklung dies vorteilhaft erscheinen ließ. So wurde 1733 Lothringen im Tausch gegen italienisches Gebiet aufgegeben, und Maria Theresias kluger Kanzler Graf Kaunitz bot Frankreich bekanntlich die österreichischen Niederlande an, um Waffenhilfe gegen Friedrich zu finden.

Einen dem Gesamtdeutschtum wie Europa wertvollen Dienst hat Österreich im 17. Jahrhundert noch geleistet: Bollwerk zu sein gegen die Türken. In dieser Aufgabe vermochte es noch einmal Reichskräfte anzuziehen und zu einen. Die Befreiung Wiens (1683) war eine gesamtdeutsche Tat, zu der sich Deutsche aller Stämme verbanden. Als jedoch die Osmanen nach dieser Niederlage wichen und das Tor zum Donaauraum sich öffnete, stieß der Habsburgerstaat nach, gewiß hier im Südosten große kolonisationsartige Deutschtaufgaben erfüllend, doch in seinem Handeln von dynastischer Sonderpolitik bestimmt. So wuchs er immer mehr aus dem Reich heraus: Österreich wurde zum „ostmitteleuropäischen Eigenstaat“.

Was aber war vom alten Reich geblieben? Das von Modergeruch erfüllte Reichskammergericht zu Weßlar, über das später ein Goethe spottete, ein vergreifter Reichstag zu Regensburg, der nicht leben und nicht sterben konnte, und der fahle Glanz einer Kaiserkrone, an der gewiß im Zwiellicht eines absinkenden Zeitalters noch einige Gefühlswerte haften mochten, die jedoch machtpolitisch ihres Sinnes längst entleert war, und hinter der als Reich nichts anderes mehr denn eine hohle juristische Formel stand.

Ist Friedrich der Große also, wie es jüngst der große deutsch-österreichische Geschichtsforscher von Srbik¹⁾ ausdrückte, „in Wahrheit der Zerstörer des Reiches und seiner habsburgisch-österreichischen Spitze geworden“? Gewiß nicht! Das Reich war vor ihm morsch in seinem Bau und tot in seinem Innern. Friedrich zerstörte nicht das Reich, er trat mit dem „Eigenstaat Österreich“ in die Schranken, der ebenso wie Brandenburg-Preußen selbst als moderne Neubildung erwachsen war.

Des Königs Verdienst war es, daß er in dem geschilderten deutschen Auflösungsprozeß neue deutsche Kraft ballte. In einer Zeit, wo überall an den Grenzen äußere Feinde Feßeln aus dem Körper des deutschen Volkstums rissen, vermochte Friedrich aus den Zufallsstücken hohenzollernschen Hausbesitzes einen einheitlichen Machtstaat zu schmieden, in welchen der Anspruch

¹⁾ Heinrich von Srbik, Österreich in der deutschen Geschichte (München 1936) S. 45.

und der Trieb zum Neuaufbau der Nation gepflanzt wurden. Von diesem Preußen allein konnte später die Erneuerung deutscher Einheit ausgehen. Wie Österreich im Südosten des gesamtdeutschen Raumes, leistete Friedrich im Nordosten wertvolle kolonisatorische Deutschtumsarbeit. Volksdeutsches Denken in unserem Sinne war ihm freilich fremd, doch stellte der König wiederholt für die Auswahl der Siedler, denen in Westpreußen und Oberschlesien Boden zugewiesen wurde, Richtlinien auf. Den Deutschen sollte der Vorzug gegeben werden, denn „das sicherste Mittel, diesen slawischen (slawischen) Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Deutschen zu vermischen, und wenn es anfänglich nur mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann“. So wirkte sich die friderizianische Ostsiedlung, obwohl unter vorwiegend wirtschaftlichem Gesichtspunkt eingeleitet, auch deutschtumsfördernd aus, und von den besseren Leistungen der neuen Siedler ging verbende Kraft aus, die auf die fremdstämmigen Teile der Bevölkerung anspornend wirkte und ihre Eindeutschung vorbereiten half.

Auch die Bindung Schlesiens an den innerdeutschen Raum kann als großdeutsche Tat gewürdigt werden. Gewiß wurde damit für Österreich ein deutsches Halteseil gekappt und seine Entwicklung zum südosteuropäischen Nationalstaat beschleunigt. Schlesien jedoch, welches in früherer Zeit Zerrungsfeld zwischen Polen, Böhmen, Ungarn, Österreich gewesen war, wurde nun sicher an den Kern der deutschen Mitte und seinen kraftvollen deutschen Blutstrom angeschlossen, wodurch seinerseits in einer volkstumsmäßig so gefährdeten Außenstellung gewiß mehr deutsche Kraft ausstrahlen konnte, denn als Glied des späteren österreichischen Völkergemisches.

Für das Gesamtdeutschtum wie für Europa wichtig wurde ferner die Tatsache, daß Preußen die Wächterstellung gegen Rußland übernahm. Friedrich duldete nicht, daß das halbasiatische Reich, welches seit Peter dem Großen seinen Einfluß in Polen stetig gesteigert hatte, der polnischen Selbständigkeit ein Ende bereitere und Polen zur russischen Provinz herabdrückte. So sicherte er sich in der sogenannten „Ersten polnischen Teilung“, die jedoch das polnische Kernland noch unverfehrt ließ, durch die Erwerbung Westpreußens die Landbrücke zwischen Brandenburg und Ostpreußen und gebot gleichzeitig dem Vordringen des artfremden Moskowiterreiches nach Westen Halt.

Über dies alles hinaus danken wir Friedrich dem Großen noch eins: seine Erziehungsarbeit am deutschen Charakter. Er war nicht nur seinem Preußen, sondern der ganzen deutschen Nation zum bewunderten Vorbild geworden. Schonungslos hatte er seine eigene Person eingesetzt, im Kugelregen der Schlachten und im Feldlager, dessen Entbehrungen er mit seinen Soldaten teilte, wie später im Frieden. Alljährlich wurde der gichtgepeinigte Körper während der Besichtigungsreisen in die Provinzen wochenlang auf schlechten Landstraßen durchgerüttelt, da der König es für seine Pflicht hielt, überall persönlich nach dem Rechten zu sehen. Noch 1785 saß der Dreißigjährige bei den schlechten Manövern in der Gegend von Strehlen sechs Stunden lang zu Pferde, in strömendem Regen ohne Mantel!

In seinem persönlichen Leben herrschte Kargheit und Bedürfnislosigkeit. Längst war die sinnfrohe Welt des Rokoko, die einst Rheinsberg strahlend

durchsonnt, die zwischen den Kriegen nach Sanssouci, blasser schon, erhellte hatte, in der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege versunken. Verklungen waren die Freuden des geselligen Lebens. Der König stand auf dem Gipfel erhabener Einsamkeit: Kälte umgab ihn und ging schneidend von ihm aus. Auch der Glanz des Ruhms, der von seinem Namen ausstrahlte über Europa hin, trug nicht Wärme in sein Dasein und bedeutete ihm nichts.

Sein Leben kannte nur noch einen Wert: die sachliche Leistung! Von früh bis spät arbeitete er als der „erste Diener des Staates“. So wuchs dieser König in seinen letzten Jahren über menschliches Maß hinaus. Als er, von den Schmerzen der Wassersucht gequält, sein Ende nahen fühlte, verschärfte er nur noch sein Arbeitstempo: statt zwischen sechs und sieben Uhr befiehlt er seine Kabinettsräte jetzt schon um vier Uhr morgens. „Mein Zustand nötigt mich“, so erklärt er, „Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Reize, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benützen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Bis in seine letzten Tage hatte Friedrich der Große vorgelebt, was preußische Pflichterfüllung bedeutet. Preußentum ist uns seither nicht Ausdruck partikularistischer Sonderung, sondern der Inbegriff einer inneren Haltung. Altpreussisches Wesen, von ihm weitgehend geprägt und am reinsten verkörpert: straffe Führung in Krieg und Frieden, Ordnung und Zucht, Strenge gegen sich selbst, Hingabe an den Staat, es wirkte fort und machte an der Schwelle unserer Zeit nicht Halt; es formte, nachdem ein Moeller van den Bruck ihm in unserer Generation Rinder und Deuter geworden, auch Kernbezirke unseres nationalsozialistischen Wertbewußtseins. Darum — wie auf Grund seiner politischen Leistung — ist und bleibt Friedrich für uns: Friedrich der Große!



Aus der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, Berlin 1846-57

Holzchnitt nach Ad. Menzel

Die Stellung Schlesiens in den Politischen Testamenten Friedrichs des Großen (1752 und 1768)

Von Georg Kröger

Nicht nur gemäß dem alten Brauche im Hohenzollernhause, sondern vornehmlich im Hinblick auf die Zukunft des Staates verfaßte der preußische König die Politischen Testamente von 1752 und 1768, in denen neben dem unermesslichen politischen Gedankenschatz der Rechenschaftsbericht der eigenen Regierung und zugleich das Regierungsprogramm für die Nachfolger enthalten waren. Friedrich der Große war darauf bedacht, dem preußischen Staate Macht und Größe zu verschaffen, damit dieser späterhin eine entscheidende Stellung in Europa einnehmen konnte. Um zu diesem Ziele seiner Wünsche zu gelangen, legte er in den Testamenten seine Gedanken über das preußische Staatsgebilde mit schonungsloser Offenheit nieder, um die Nachwelt vor unbedachten politischen Fehlern bei falscher Beurteilung der europäischen Mächte zu warnen und seinen Nachfolgern wertvolle Regierungsgrundsätze zu hinterlassen.

Nur zu gut erkannte Friedrich der Große die erheblichen Nachteile, die seinem Staate aus der geographischen Lage der Provinzen erwuchsen. Die Zerrissenheit der Monarchie machte schwerwiegende Folgerungen erforderlich, um so mehr, da Preußen stets mit mächtigen Nachbarn rechnen mußte. So ist es verständlich, daß die auswärtige Politik im Mittelpunkte der gedankenreichen Ausführungen des Königs steht.

Da die Abfassung der beiden Testamente zeitlich ziemlich weit auseinanderliegt, möchte ich die getrennte Behandlung der beiden Testamente vorziehen, obwohl dem Gegenstande gemäß zahlreiche Berührungspunkte vorhanden sind, um auf diese Weise den geschichtlichen Begebenheiten, die sich in dem Zeitraume von 1752 bis 1768 abspielten, Rechnung zu tragen.

Sein besonderes Augenmerk richtete Friedrich der Große auf Schlesien, weil er 1752, im Jahre der Abfassung des ersten Testamentes, überzeugt war, daß die österreichische Kaiserin den Verlust dieser Provinz nicht verschmerzen konnte.

Die Kurmark, Pommern, Magdeburg, Halberstadt und Schlesien bildeten ein zusammenhängendes Gebiet, den eigentlichen Kern des Staates, und waren aus diesem Grunde das Hauptfeld der Tätigkeit des Königs, da sie sich im Gegensatz zu den entfernt liegenden Provinzen (Ostpreußen, Cleve, Minden, Ostfriesland) im Falle eines Krieges militärisch leichter behaupten ließen, wenn nicht etwa ganz Europa gegen Preußen verbündet war. Diese Provinzen verdienten die besondere Fürsorge des Herrschers, weil er in ihnen die geeigneten Maßnahmen sowohl für die inneren Verhältnisse (Verwaltung, Landwirtschaft, Handel, Gewerbe usw.) wie auch vornehmlich für die Landesverteidigung treffen konnte. Schlesien, das an Böhmen, Mähren und Ungarn grenzte, verlangte insbesondere das gegenwärtige Interesse des Königs, der damit rechnen mußte, daß Österreich in seinem verletzten Ehrgeiz bestrebt sein



Aus Franz Ruglers Geschichte Friedrichs des Großen, Leipzig 1840

Holzchnitt nach Ad. Menzel

würde, Schlesien zurückzugewinnen, um nicht allzeit sein Ansehen in Deutschland mit Preußen teilen zu müssen. Ein unmittelbarer Angriff war von der Donaumonarchie kaum zu befürchten. Vielmehr bestand die Möglichkeit der Ausführung eines politischen Meisterstücks seitens der Wiener Diplomatie: die Beschaffung der polnischen Krone für den Prinzen Karl von Lothringen, den Bruder Kaiser Franz' I. und Schwager Maria Theresias, mit Hilfe Rußlands. Bei Verwirklichung dieses Planes war Oesterreich in die Lage versetzt, Schlesien allerseits einzuschließen und im geeigneten Augenblick den Preußen wieder zu entreißen. Um dieser drohenden Gefahr vorzubeugen, empfahl Friedrich der Große das Weiterbestehen des Bündnisses mit Frankreich und allen übrigen Feinden Oesterreichs. Nach dem Ermessen des Königs konnte Frankreich niemals dulden, daß Oesterreich die Provinz Schlesien zurückgewann, weil auf diese Weise eine zu große Schwächung seines Bundesgenossen eintreten würde, der für seine politischen Interessen in Nordeuropa, vor allem aber im Reiche, von bedeutendem Nutzen war. Der Preußenkönig war sich vollends bewußt, daß er sich durch die Eroberung Schlesiens den geheimen Neid aller europäischen Mächte zugezogen und somit die Nachbarn aus der bisherigen Ruhe aufgeschreckt hatte. Es war ihm daran gelegen, sie Preußen gegenüber wieder in Sicherheit einzuwiegen.

Der König glaubte in Oesterreich seinen Hauptfeind erblicken zu müssen. Er vermutete, daß die Habsburger ihre alte Politik nicht ohne weiteres aufgeben würden, und folgerte daraus häufige Kriege zwischen Oesterreich und Preußen in den künftigen Jahrzehnten.

Aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus stellte Friedrich der Große die grundlegende Forderung auf, daß der König von Preußen notwendigerweise Soldat und oberster Kriegsherr sein mußte. Auf die sorgfältige Ausbildung des Heeres legte er besonderen Wert. Im Jahre 1752 war die Aufstellung der schlesischen Regimenter noch nicht ganz vollendet. Der König war jedoch überzeugt, daß die neuerrichteten Regimenter in Schlesien in Kürze den alten Truppenteilen sowohl in Körpergröße wie auch in Manneszucht und Tapferkeit vor dem Feinde gleichkommen würden. Um das Heer schlagkräftig zu erhalten, ließ er in den alten Provinzen jedes Frühjahr, in Schlesien nach der Erntezeit, gegen Herbst, alle Regimenter zum Exerzieren versammeln. Bei den anschließenden Truppenschauen mußten sämtliche Offiziere und Mannschaften zur Stelle sein. Nach den vom König erlassenen Vorschriften hafteten die Regimentschefs für die Ausmerzung der Invaliden und jeglichen mit körperlichen Fehlern behafteten Soldaten, die durch gleich große und kräftige Leute zu ersetzen waren. Friedrich der Große wandte dem gesamten Heerwesen seine ganze Aufmerksamkeit zu, um bei Ausbruch eines Krieges sogleich über gefechtstüchtige Regimenter verfügen zu können. Die geographische Lage Schlesiens machte die Kriegstüchtigkeit der schlesischen Regimenter im erhöhten Maße erforderlich.

Seine Fürsorge beschränkte der König nicht nur auf die Truppen, sondern er richtete sein Augenmerk auch auf die Unterhaltung der Festungen und ihre Verproviantierung. Die Grenzfestungen in Schlesien dienten der Armee als Stützpunkte, den Truppen als Kornkammern, aber auch als wichtige Aus-

gangspunkte für die Kriegführung in Feindesland. Bei der Anlage der Festungen berücksichtigte Friedrich der Große insbesondere die landschaftliche Lage der für die Befestigung in Aussicht genommenen Städte. Das Becken von Neisse war von Natur aus geeignet, für die Anlage von Außengräben, Schleusen und Überschwemmungen. Wasser und Feuer waren in jener Zeit gute Verteidigungsmittel, um dem Belagerer Schwierigkeiten bei der beabsichtigten Einnahme der Festung zu bereiten und die Belagerten vor den Angriffen der Feinde zu schonen. Eine besondere Bedeutung maß der König den Minenanlagen zu. In bestimmten Fällen gab er Minen den Vorzug, weil sie die Belagerung in die Länge ziehen und den Kampfplatz besser als übliche Festungswerke verteidigen konnten. Musterhafte Minen hatte er auf dem Fort Preußen in Neisse und in den Befestigungen von Schweidnitz anlegen lassen. Eine Neuerung im Befestigungswesen war in Glatz ausgeführt worden. Um das Glacis vor der Längsbestreichung seitens des Feindes zu sichern, wurde es nicht in geraden, sondern in gebrochenen Linien geführt. Diese Maßnahme bezweckte die Verhinderung der Beherrschung der Festung von den umliegenden Höhen aus. Glatz konnte somit in jener Zeit als Muster für Außenwerke gelten.

Auch in Friedenszeiten waren die Grenzfestungen zur Verteidigung eingerichtet und mit dem Notwendigsten an Lebensmitteln und Munition versehen. Das Testament von 1752 enthält alle Einzelheiten über die Ausrüstung der Festungen.

In Breslau befand sich ein Waffen- und Geschützmagazin für die Ausstattung der Feldarmee. Die gesamte preussische Feldartillerie, bestehend aus zwei Dreipfündern für jedes Infanterie- und Grenadierbataillon, war auf Breslau und Berlin verteilt. Allein diese Maßnahme erhellt die bevorzugte Stellung Schlesiens im Rahmen des preussischen Staatsgebildes. Von den drei Pontonbrücken, die überhaupt vorhanden waren, war eine in Neisse untergebracht. Alles vorhandene Blei war in Kugeln umgegossen und diese auf die Festungen verteilt worden, um im Notfalle den Bedarf der Artillerie zu decken. Blei ließ der König im Harz aufkaufen, Kanonenkugeln und Bomben dagegen aus Schweden beschaffen, da die einheimische Industrie nicht in der Lage war, sie in genügender Menge herzustellen. Er arbeitete an der ständigen Vermehrung der Munition für die Festungen, um bei Zeiten Vorkehrungen für einen etwaigen Krieg getroffen zu haben.

Die Proviantwagen der schlesischen Regimenter, die unter der Aufsicht des Kriegskommissariats standen, waren in Breslau untergebracht. Bei längeren Unternehmungen in Kriegszeiten war vorgesehen, daß jeder Soldat für sechs Tage Brot ausgehändigt erhielt, während die Kompaniewagen für weitere sechs Tage Brot mitführten. Die großen Wagen des Breslauer Fuhrparks konnten Mehl für weitere zehn Tage befördern, so daß das Verpflegungs-wesen der Truppen mühelos für die Dauer von 22 Tagen geregelt war. Für die Verproviantierung in Feindesland, jenseits der schlesischen und sächsischen Grenze, war die Nutzung des beschlagnahmten Getreides vorgesehen. Als nachahmenswert in den übrigen Provinzen erachtete Friedrich der Große eine Einrichtung, die in Schlesien von dem Provinzialminister Münchow getroffen

worden war: auf dessen Anordnung hin hatten die schlesischen Kreise ständig eine bestimmte Menge Hafer, Stroh und Heu in Bereitschaft zu halten, eine Menge, die ausreichte, um die Pferde einer Armee von 60 000 Mann einen Monat lang zu ernähren.

Was die innere Politik betraf, so nahm Schlesien eine Sonderstellung unter den Provinzen ein, da es als jüngst erworbene Landschaft besondere Rücksichten seitens des Herrschers erforderlich machte. Schlesien hatte im Vergleich zu den übrigen Provinzen ganz abweichende Einrichtungen. In diesem Gebiete besaß die Krone nur wenig Pachtämter. Im Verhältnis zu anderen Provinzen waren hier Geistlichkeit und Adel mit Kontributionen stärker belastet als die Bauern, um bestimmte Magnaten, die nach wie vor Anhänger des Hauses Oesterreich waren, mit der Zeit aus dem Staate zu entfernen. Mit dieser Maßnahme hatte Friedrich der Große erreicht, daß die dem neuen Staate feindlich gesonnenen Großgrundbesitzer ihre Güter in Schlesien größtenteils verkauft hatten. Der Bauer war lediglich aus politischen Rücksichten geschont worden, weil er die große Masse der Bevölkerung ausmachte.

Von volkswirtschaftlicher Bedeutung war der Leinen- und Tuchhandel der Provinz Schlesien, der auf Anraten des Königs die ständige Förderung durch den Staat verdiente. Die Leinenmanufakturen in Minden standen zwar auch in gutem Rufe, sie waren aber nach dem Urteil des Herrschers mit den schlesischen Erzeugnissen nicht zu vergleichen, die dem Staate nahezu ebensoviel einbrachten wie Peru dem König von Spanien. Friedrich der Große riet der Nachwelt, an den in Schlesien getroffenen Einrichtungen nur bei sehr triftigen Gründen umfassende Änderungen vorzunehmen, anderenfalls aber die bestehenden Einrichtungen im gleichen Sinne weiter zu fördern. Es war ohnehin der Grundsatz des Königs, die einzelnen Provinzen, sei es nun Schlesien, Kurmark, Pommern oder Ostpreußen, nicht nach gleichen Gesetzen, sondern auf Grund eingehender Kenntnis nach jeweils besonderen Gesetzen unter Beachtung der Gesamtlage zum Nutzen des einzelnen und der Gemeinschaft zu regieren. Er hielt es für ratsam, die bestehenden Instruktionen stets der Zeit und den Umständen anzupassen, um aus dem politischen und wirtschaftlichen Verfall der Nachbarmächte Vorteil ziehen zu können.

Zur Zeit der Abfassung des ersten Politischen Testamentes betragen die festen Einnahmen des Staates 12 150 000 Taler und 1 000 000 von der Münze, wovon Schlesien allein 3 400 000 Taler bezahlte. Die Akzisen und Zölle aus Schlesien ergaben zusammen mit dem außerordentlichen Verkauf von Salz und den Ersparnissen aus mehreren Fonds die runde Summe von 260 000 Talern.

Wie alle Provinzen, so bezog auch Schlesien das Salz aus den Salinen, die in Halle, in der Grafschaft Mark und im Fürstentum Minden angelegt worden waren. Die Errichtung der Münze war den Bemühungen des Königs zu verdanken. Es war geplant, unter anderem auch in Breslau eine Münzstätte einzurichten.

Der Plauensche Kanal (1743 bis 1745) und der Finow-Kanal (1744 bis 1746) erleichterten den Handel auf dem Wasserwege zwischen den westlichen Provinzen und Pommern, Schlesien und Ostpreußen. Es lag der Entwurf vor, die Oder zwischen Breslau und Slogau einzudämmen und ihr einen geraden

Lauf zu geben. Aber es waren zur Zeit keine Mittel vorhanden, um diesen Plan auszuführen. Friedrich der Große war im Prinzip nicht abgeneigt, derartige Pläne nach reiflicher Überlegung in die Wirklichkeit umzusetzen, wenn das Land Nutzen von der Neuerung hatte und das Geld nicht mit Verlust angelegt war.

Durch die Servisumlage der Städte, die in einer festgesetzten Geldsumme bestand, die die Bürgerschaft an die Garnison zu zahlen hatte, damit letztere ihr Unterkommen fand, wurde Schlesien neben Pommern und Magdeburg übermäßig belastet. Der König war sich bewußt, daß diese Abgabenleistung von den Bürgern drückend empfunden werden mußte und das Aufblühen zahlreicher kleiner Städte zwangsläufig unterband. Aber die Haupt Sorge des Herrschers bestand zunächst darin, nach Beendigung der kostspieligen Kriege den im erhöhten Maße verausgabten Staatschatz wieder aufzufüllen, die vorhandenen Festungen auszubauen, neue Magazine anzulegen und vor allem die Armee wieder in kriegstüchtigen Stand zu setzen.

Bei der Beurteilung der Bevölkerung zog Friedrich der Große einen scharfen Trennungsstrich zwischen Nieder- und Oberschlesiern. Erstere waren nach seiner Meinung brave Menschen, wenn auch etwas beschränkt infolge der schlechten Erziehung, wegen ihrer Eitelkeit bedacht auf Luxus, Verschwendung und Titel, Gegner der stetigen Arbeit und des zähen Fleißes, der von der militärischen Zucht der damaligen Zeit gefordert wurde. Der oberschlesische Adel besaß außer der gleichen Eigenschaft der Eitelkeit mehr Geist als der Niederschlesier, aber weit weniger Anhänglichkeit an Preußen wegen seines katholischen Bekenntnisses und der engen Verbindung der Mehrzahl seiner Verwandten mit der österreichischen Herrschaft. Diese krasse Beurteilung mutet uns heute recht seltsam an. In diesem Zusammenhange ist es immerhin interessant, daß im Testament von 1768 kein Wort über die nachteiligen Eigenschaften der Schlesier erwähnt wird. Der Preußenkönig wird vermutlich im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges (1756 bis 1763) eines Besseren belehrt worden sein.

Während die Städte in den übrigen Provinzen das Recht besaßen, ihren Magistrat selbst zu wählen, und der König lediglich bei Mißbrauch des Wahlrechtes einschritt, hatte Friedrich der Große den schlesischen Städten das Wahlrecht genommen, um zu verhindern, daß unter dem Deckmantel dieses Vorrechtes der österreichischen Regierung ergebene Leute gewählt würden. Erst nach Bewährung unter preußischer Herrschaft und nach Aussterben der vorhandenen Generation sollte den Schlesiern das Wahlrecht wiedergegeben werden.

Sachliche Kritik übte der Preußenkönig an den Verhältnissen des schlesischen Bauernstandes. Während die soziale Lage des Bauern in Niederschlesien immerhin als erträglich angesehen werden konnte, war sie in Oberschlesien sehr ungünstig: hier war der Bauer der Sklave des Großgrundbesitzes. Der König, der während seiner gesamten Regierung bemüht war, die Lasten des Bauernstandes zu mildern, vertrat auch für Oberschlesien die Ansicht, daß man mit der Zeit den Bauern freizumachen suchen mußte. So ging er mit gutem Beispiel voran und setzte die Bauern auf seinen königlichen Domänen mit den niederschlesischen Bauern auf gleichen Fuß.

In religiösen Fragen war Friedrich der Große sehr duldsam. An der Bevorzugung des einen oder anderen Bekenntnisses war ihm nichts gelegen, da er erkannte, daß die Bildung von Parteien und heftige Streitereien, schließlich die Abwanderung der Verfolgten zum Schaden des Staates die unabwendbaren Folgen sein würden. Immerhin wandte er diesem Problem ganz gegen seine übliche Gewohnheit in Schlessien seine volle Aufmerksamkeit zu. Während die Bewohner der übrigen Provinzen vorwiegend protestantisch waren, saß in Schlessien die Hauptmasse der Katholiken, denen der König die freie Ausübung der Religion gestattete. Der Geistlichkeit räumte er jede Freiheit und die ihr zustehenden Rechte ein, da er die Priester als zuverlässig erkannte. Lediglich die Mönche, unter ihnen vornehmlich die Jesuiten, neigten mehr zum Hause Oesterreich, weil sie fanatische Anhänger des österreichischen Kulturkreises waren. Friedrich der Große hatte gebildete Jesuiten aus Frankreich kommen lassen, die die Aufgabe hatten, den schlessischen Adel zu erziehen. Es war dies eine eigenartige Methode, auf dem Wege der Erbitterung zwischen französischen und deutschen Mönchen die Ränke zu vereiteln, die letztere anderenfalls zugunsten Oesterreichs hätten spinnen können. Aber zu dieser Maßnahme sah sich der König auf Grund der erwiesenen fanatischen Parteilichkeit der Domherren für Maria Theresia gezwungen.

Der Siebenjährige Krieg bestätigte die Vorahnung des Königs von der heimlichen Segnerschaft Oesterreichs. Nach unsäglichen Opfern der schlessischen Bevölkerung und manchen Schicksalschlägen für Friedrich den Großen im Kampfe um Schlessien kam der Hubertusburger Frieden von 1763 zustande, der Preußen abermals den Besitz von Schlessien zugestand. In den folgenden Jahren überwachte der König persönlich den friedlichen Wiederaufbau der völlig zerstörten Provinz. Unter Aufbietung aller verfügbaren Geldquellen des Staates und seines eigenen Vermögens bewies er immer wieder von neuem den Sozialismus der Tat und ließ dem einzelnen wie der Gemeinschaft seine weitgehendste Unterstützung angedeihen, nicht um Dankbarkeit zu erwarten, sondern seine Pflicht als Herrscher zu tun.

Das Politische Testament von 1768 ist vom Geiste der Zeit durchdrungen. In wenigen Worten wird der umfangreichen Wiederaufbauarbeit Erwähnung getan. Wieder stehen die auswärtige Politik und das Wehrwesen im Vordergrund der nach Gedanken geordneten Ausführungen.

In Oesterreich erblickte der König noch immer den einzig wirklichen Feind Preußens; gegen ihn waren aus diesem Grunde alle seine Maßnahmen zum Schutze Schlessiens gerichtet. Die Magazine der schlessischen Festungen waren mit bedeutenden Vorräten gefüllt, die für eine starke Armee ausreichten, die sowohl in Böhmen und Mähren operieren, als auch die Grenzen gegen den Feind verteidigen konnte. Den Ausbau der in Schlessien angelegten Festungen ließ sich Friedrich der Große im höchsten Maße angelegen sein, da er Oesterreich gegenüber nur noch auf Stellungskriege rechnete. Nach seinem Ermessen würden die Oesterreicher Kämpfe auf weiten Ebenen wegen der Beweglichkeit der preußischen Infanterie und der Überlegenheit der Kavallerie nach Möglichkeit vermeiden und sich vornehmlich auf den Verteidigungskrieg in dem von der Natur besonders günstig ausgestatteten Gelände an der schlessischen

und sächsischen Grenze beschränken. Die Bedeutung, die der König dem Befestigungswesen beimaß, wird allein daraus ersichtlich, daß die meisten preußischen Festungen in Schlesien lagen. Ohne Rücksicht auf die Kosten ließ er sie verstärken. Die Festung in Cosel war bereits fertiggestellt. In Schweidnitz, Silberberg, Neisse und Breslau wurde 1768 noch ständig gearbeitet. Weitere Neuerungen waren in Glatz geplant. Auch die Gräben von Slogau sollten neue Bekleidungen erhalten. Sobald die schlesischen Festungen völlig ausgebaut sein würden, war der König überzeugt, den Besitz Schlesiens genügend gesichert zu haben. Die Festung Silberberg sollte im Falle eines Krieges den freien Einmarsch in die Grafschaft Glatz und die Entsetzung der etwa vom Feinde belagerten Festung Glatz ermöglichen. Der Siebenjährige Krieg hatte die Wichtigkeit der Befestigung von Breslau erkennen lassen. Der König war darauf bedacht, die Hauptstadt der Provinz so weit zu befestigen, daß sie in Zukunft dem Feinde mindestens zwei Monate standhalten konnte. Das Politische Testament von 1768 enthält einen Aufmarschplan mit allen Einzelheiten für die Armee, die Schlesien als militärische Operationsbasis im Falle eines Waffenganges mit Oesterreich hatte.

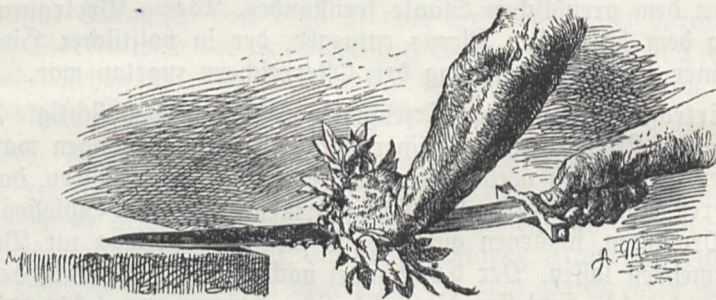
Eine günstigere Beurteilung erfuhren die Schlesier in dem zweiten Testament. Der König erkannte die unermesslichen Opfer an, die die Bevölkerung während des Siebenjährigen Krieges gebracht hatte, und befreite die Provinz bis zum Jahre 1770 von der Rekrutengestellung. Das Regiment Prinz Heinrich sollte einen Kantor erhalten, sobald die Bevölkerung des schlesischen Gebirges wieder in der Lage war, wie früher 60 Rekruten zu stellen. Um vom geistig hochstehenden Adel vortreffliche Dienste sowohl im Heere wie auch im Zivildienste erwarten zu können, mußte der in dieser Gesellschaftsschicht vorherrschende Leichtsinn ausgemerzt werden. Den Niederschlesiern gab Friedrich der Große nach wie vor den Vorzug. Auf die oberschlesischen Grafen war nach seiner Meinung kein Verlaß, weil sie zum einen mit den Oesterreichern verschwägert waren, zum anderen ihre Besitzungen in Mähren und Böhmen hatten, also entweder aus verwandtschaftlichen oder politischen Rücksichten dem preußischen Staate fernstanden. Wenig Vertrauen brachte der König dem schlesischen Klerus entgegen, der in politischer Hinsicht auf Grund seiner Glaubenseinstellung den Oesterreichern zugetan war.

Um den Ertrag der schlesischen Erzeugnisse zu steigern, beabsichtigte Friedrich der Große die Wollstoffe, die früher nach Oesterreich gegangen waren, jetzt aber in den Magazinen verdarben, nach Frankreich auszuführen, da er dort einen sicheren Absatz erhoffte. Die Tuchfabriken hatte er in Schlesien und den übrigen Provinzen, in denen gute Wolle zur Verarbeitung zur Verfügung stand, vermehren lassen. Der Tuchhandel nach Polen, Rußland, dem Reich und Italien brachte Schlesien die ansehnliche Summe von 1 000 000 Talern ein. In Breslau war eine Fabrik für Tabakverarbeitung eingerichtet worden, da sich der Tabakgenuß der gesteigerten Beliebtheit erfreute. Die schlesischen Postlinien bildeten für die Domänenkasse eine beträchtliche Einnahmequelle. Die Viehzucht befand sich in dieser Provinz noch im Rückstand, da der Verbrauch in keinem Verhältnis zu dem vorhandenen Vieh stand. Der König bemängelte es, daß auf den Viehmärkten in Brieg das aus Podolien angetriebene Vieh in beträchtlichem Werte feilgeboten wurde.

In der Erkenntnis, daß die Bevölkerung in Stadt und Land den unberechenbaren Widerwärtigkeiten der Natur in Gestalt von Feuersbrünsten, Hagel, Dürre, Blitzschlag und Viehsterben ausgesetzt war, schuf der König aus Gründen der Menschlichkeit als höchster Herrscherpflicht in seinen Provinzen drei Klassen zur Entschädigung für Verluste, von denen eine in Schlesien über 80 000 Taler verfügte. Er erachtete es als gerecht, nicht nur Lasten von seinen Untertanen zu verlangen, sondern den vom Unglück betroffenen und in Not befindlichen Untertanen auch Beihilfen zu gewähren.

Die Ausführungen sollen den Nachweis liefern, daß Friedrich der Große in seinen Politischen Testamenten besondere Sorgfalt gerade auf Schlesien verwandte, das ihm wegen der ungeheuren Opfer, die er für diese Landschaft aufgebracht hatte, besonders zugetan war. Von der Anschauung durchdrungen, daß Opfer verpflichteten, hatte er sein Möglichstes für die von ihm bevorzugte Provinz getan.

Wenn man die beiden Politischen Testamente miteinander vergleicht, so kommt man zur Feststellung, daß die auswärtige Politik und damit im engsten Zusammenhange das allgemeine Wehrwesen im Hinblick auf die Behauptung Schlesiens gegen äußere Feinde im Vordergrunde stehen. Die ständige militärische Sicherung der Provinz Schlesien war eine unter vielen anderen Aufgaben des großen Preußenkönigs.



Schlussstück aus der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, Berlin 1846-57

Holzchnitt nach Ad. Menzel.

Schlesische Glücksprüche nach dem Hubertusburger Frieden

Von Dr. Ernst Boehlich

Es gehört zu den beliebtesten Geschichtsfabeln, wie Friedrich der Große, nach dem Hubertusburger Frieden am 30. März 1763 in Berlin eintreffend, das er sechs Jahre hindurch nicht mehr gesehen hatte, allen festlichen Veranstaltungen ausgewichen und sich in stillem Ernste im Schutze der Dunkelheit in sein Palais begeben habe. Es ist kein Wort daran wahr; der König ist aufs feierlichste bewillkommt worden und hat nicht daran gedacht, sich den wohlgemeinten Festlichkeiten zu entziehen. Und so wie in Berlin war es auch in den anderen Städten, durch den sein Weg ihn führte. In Breslau traf Friedrich am 24. März ein und fand eine in überreichem Glanze prunkende Stadt. Keine der zeitgenössischen Aufzeichnungen vergißt zu erzählen, wie es damals zugegangen sei, wie der König es nicht verschmäht habe, abends durch die Straßen zu fahren und die festliche Illumination zu beschauen, über die er seine höchste Befriedigung bezeugte.

Wir besitzen ein ganzes Buch über diese Veranstaltung, die in der Tat höchst eindrucksvoll gewesen sein muß; es ist noch 1763 im Verlage von Wilhelm Gottlieb Korn und Sampert erschienen, bringt genaue Beschreibungen aller, zum großen Teil sehr kunstvollen Leuchtbilder und vermerkt sämtliche Sinnprüche und Gelegenheitsverse, die an den Häusern und Fenstern prangten. Sie sind vielfach von der aufgeblasenen Gelehrsamkeit jener Zeit diktiert, bemühen den Olymp und alle Götter und bleiben, abgesehen von dem guten Willen, doch oder gerade deshalb überwiegend unpersönlich und leer. Aber unter den Hunderten von mühsamen und holprigen Reimereien, die da verzeichnet sind, finden sich einige wenige, die Leben und Volkstümlichkeit atmen, die anschaulich und beziehungsreich wirken und von dem wahren Gefühl des Volkes unendlich mehr verraten als die ganze große Masse feierlichen Krames. Diese Zeilen sind es, die unsere Aufmerksamkeit um so mehr beanspruchen dürfen, als sie größtenteils in Mundart abgefaßt sind, für die wir gerade für jene Zeit nur wenige befriedigende Zeugnisse besitzen. Natürlich ist der Friede auch hier das beliebteste Motiv. Da war Herr Daniel Barth, Züchner in der Grachegasse, der an seinem Hause drei Bilder angebracht hatte. „Das dritte stellet ein Stadtfrauenzimmer dar, kommt gegangen, hat einen Marktkorb in der einen Hand, in der andern einen Topf, spricht zu den Kräutern: Kate, es ist Friede. Auf der andern Seite die Kräutern, hat einen Korb auf dem Buckel mit Kohlrüben und Mähren und vorne eine Milchkanne im Fischeuze, spricht: O geut, geut! Mitten stehet ein Palmbaum, darauf sitzt ein Papogay, der spricht:

Papert, wie ihr wollt;
Der Friede ist erfolgt!“

Dieser „Papogay“ muß es den Leuten ungemein angetan haben; er erscheint noch an mehreren anderen Stellen, in und außerhalb Breslaus, und äußert sich allenthalben mit etwa den gleichen höflichen Worten.

Verständlicherweise tauchen auch Kriegserinnerungen sehr häufig auf. In Breslau wird gern an die Beschießung durch Laudon im Jahre 1760, als Tautenzien die Stadt verteidigte, angespielt. Auch der ersten Belagerung wurde gedacht, des Jahres 1757, als das bis dahin nie vom Feinde bezwungene Breslau sich gleich zweimal nacheinander ergeben mußte. Besonders sinnreich und höchst poetisch hing dieser Erinnerung der Kaufmann Schreiber auf der Albrechtsgasse nach. Das Bild „stellet dar die Stadt Breslau in Prospekt und mit dem ihr (l. mit der mit ihr) vor einigen Jahren vorgenommenen Belagerung, wobei Breslau in Gestalt einer sitzenden Jungfrau mit dem Breslauischen Wappen dargestellt wurde, so ihren ganz unverhofft veränderten Zustand beweinet, mit der Unterschrift:

O Breslau, weine nicht, dich hat zwar lange Zeit
In stiller Einsamkeit der Jungfernstand erfreut;
Doch finde dich darein, daß du durch Brand und Morden
Auf unvermuthete Art zu einer Frau geworden.“

Aber den Vogel hat in dieser Beziehung offenbar das Pfarrhaus von St. Bernhardin abgeschossen. Dort war der ganze weltweite Krieg illustriert. Unter anderem war zu sehen ein preußischer Freibusar mit der Unterschrift:

Mein König gibt mir Geld und Brot;
Ich hau und schieß die Feinde tot,

womit wirklich alles Wesentliche erschöpfend gesagt war. Da fehlte das Bild des verachteten Kosaken nicht:

Unser Bravor, die bestund, arme Leute zu quälen;
Reinen Sold bekamen wir, mußten also stehen.

Dann war der Pandure gezeigt:

Komm her, mein liebes Weib, igt gehen wir nach Haus,
Und klopfen wie zuvor den alten Ruckruß aus.
Das Stehlen, Morden, Sengen, Brennen weicht nun alles hier;
Carwa komm, nimm zu Haus dies Rännlein deutsches Bier.

Von dem ungezügelten Treiben der fremden Kriegsvölker hatte man auch in Breslau genug erfahren, um sich zu vielfacher Anspielung gedrängt zu sehen. So hatte Herr Johann Gottlob Werner, Kaufmann im Kleinen Wilden Manne auf der Obergasse, zwei Fenster illuminiert; auf dem einen waren die schrecklichsten Plünderungsszenen zu sehen, im anderen aber eine lustige Gesellschaft, beim Tische sitzend, auf die andere Szene zeigend, und „in einer Entfernung ein Dorf, wo einige Bauern sich lustig machen und tanzen nach dem Dudelsack. Darunter stand:

Firm Joure wours a sau, besinnt euch nur a wing;
 Nu, do wir Frida houn, nou iss a ander Ding.
 Komm, Bruder Michel, koum, wir wolla enes zecha;
 Rufts ouch an Thaler Geld, ich willsa gur nicht recha.“



Aus Friedrichs Poésies diverses, Berlin 1760

Der Krieger im Schoße seiner Familie

Kupferung von Georg Friedr. Schmidt

Wie über die Feinde, so hatte der Städter namentlich über die polnischen Juden Klage zu führen, die regelmäßig im Nachtrabe der russischen Heere auftauchten und alles geraubte und gestohlene Gut mit größtem Gewinne aufkauften. Natürlich fehlt da auch die Beziehung zu dem minderwertigen Gelde nicht, das in den späteren Kriegsjahren durch den Münzpächter Ephraim geschlagen wurde. Bei Herrn Johann Daniel Hofenrichter, Bürger und Tuchmacher in der Neustadt war gezeigt „ein Postillion reitend mit dem Worte PAX, wobey ein Breslauer Kräuter mit einem Stück Geld haltend; vorwärts stehet ein polnischer Jude, welcher Geld im Hute hat, wobey der Kräuter spricht:

Nu haut de Betrug a Ende.“

Ähnliche Szenen treten verständlicherweise in ganz Schlesien auf, In Carnowitz hatte der Rektor der evangelischen Schule an einem Fenster den Geldwechsler „Monsieur Schachermachey“ dargestellt und dabei den Kornjuden, der in den Ausruf ausbricht:

O weh mir, was geschicht? Was soll ich nun anfangen?
Das Korn, das gilt nicht mehr; ich möcht' mich bald erhangen.

Aber der Hanswurst antwortet:

Ihr Herrn, ich rath euch guts, schweigst still von den Prozenten,
Reißt aus, sonst geb ich euch mit meinen Instrumenten
Prozenten auf die Jacken,
Das Ugio auf die Backen.

Ubrigens erfreuten sich auch die Bauern keiner uneingeschränkten Anerkennung in der Stadt; böser Eigennutz, wie er sich im Weltkriege bemerkbar gemacht hat, hat sich auch damals schon geregt und den Städtern Uergernis gegeben. Herr Lukas Müller, der Goldsticker auf der Kupferschmiedegasse, zeigte in einem Fenster zwei Bauern, die sich folgendermaßen unterredeten:

A: Nu is dar Friede do, wie wird's og wetter gin?
Wird ins doas grine Zoig oh gelden wie verhin?
Denn woas wir hoan verhin am Biche hingeschmissen,
Doas hoan die Stadter ins goar toir bezoalen missen.

B: Gevoater, eich hoa mer da Puckel vulgelacht,
Wenn aus der schlaichte Milch die Weber Saun gemacht,
Und kumm se ai de Stoadt, do war a sich Geschrei:
Fro Poickern, magst og hier zum ollerersten ei?
Mei Karle seft Koffei, eba exercieren git;
O mast mer og geschwind, eb meine Fro aufstiht.

Die Nöte der Bauernschaft kommen verständlicher Weise besser in den kleinen Provinzstädten zum Ausdrucke. In Freiburg zeigte der Zirkelschmied Andreas Gottlieb Kirschmann in einem Fenster einen feindslichen Dragoner, der einen Bauern umzubringen drohte, und die Unterschrift:

Uo oich warn wir gedenka,
Ihr kunt die Voite kränka.

Im andern Fenster war ein Husar zu sehen, der einem Bauern die frisch eingekauften Senfen wegzunehmen versuchte. Dabei stand:

Ïça warn die Sanza klinga,
Nu ma kon fum Frieda singa.

Besonders lästig war es für die Bauern gewesen, daß sie fortgesetzt zu Botengängen und Wegweiserdiensten gepreßt wurden; davon zeugte in Reichenbach die Illumination des regierenden Bürgermeisters Schulze. Da war ein Husar zu Pferde abgebildet, der einige Bauern in der Ordonnanzstube anscrie: „An Botha raus!“ Aber einer antwortet: „O ne, mei Herr, es is Friedal!“ Aber „in dem dritten Fenster saßen drei Bauermusikanten, welche Bier und Branntwein vor sich auf einer Bank stehen hatten, und wovon einer eine Schalmel, der andere eine Veier, der dritte den Dudelsack spielte, und zu welcher Musik im vierten Quartiere verschiedene Bauersleute beiderlei Geschlechts tanzten nach der in Noten nach dem Dreivierteltakt gesetzten Überschrift:

Tanzt, tanzt, ihr Ordenanza,
Nu derst ihr nich meh Schanza
Und och nich meh Wag weija gihn;
Der Himmel hot ins a Frieda verliehn.“

Natürlich wurde dieses glückliche Ende auf alle Art gefeiert. Das verrät ein Bild, das der Notarius Martini in Carnowitz zeigte: einen „besoffenen Bauer, welcher die rechte Hand auf einen großen Hosenknopf legt, linker Hand ein galantes Frauenzimmer, welche in der rechten Hand ein Paresol hält mit der Devise:

Dous Wourt Frede is a Wourt, wous ma Sie hehär gesotzt,
Dous mir, bould waer Freda, olla Knöppa lufgeplotzt.“

Außerst reichhaltig zeigte sich eine Illumination in Remnitz im Riesengebirge am herrschaftlichen Wohngebäude der Madame Rahlin, geb. Gottfriedin; da war zu sehen „ein Bauerhaus, woran ein mit blankem Säbel haltender Husar den Wirt herausschreit, mit der Devise:

Bauer, gieb zu frassa raus!

Dann der Bauer, vor seinem Haus stehende und einen Prügel in der Hand haltende, mit der Devise:

Schelme, gieh, der Krieg is aus!“

Ferner erschienen Bilder mit folgenden Unterschriften:

Hot dar Bauer da Ransport,
Muß Krowat an Rosack fort.

Da waren mehrere bäuerliche Tanzszenen; unter denen stand:

Hoite giets em Fredathon,
Bey der Dimellation . . .
Lieber als zur Orgenanz
Gah ichs Geld für dich on Tanz . . .
Ich hob noch an nackta Gruscha,
Dan will ich im Tanz vertuscha . . .

Zwei Bauern zeigen einander ein „pünktlich Achtgroschenstück“:

Mortha, siehste, bey dem Richte
Silt ke pünktlich Oangesichtel . . .
Mutter, schenk noch ees ey,
Weil wir von Soldata frey!

Ein anderes Fenster zeigte eine Gruppe Bauern, die sich im Schießen übten:

Hoite lohn wir ins das schüssa
Mit a Büchsa ne verdrüssa.

Endlich aber gab es „zwei Bauern sitzende an einer Bank, worauf ein brennend Licht, Bierkrug, Tabacksbeutel und Pfeifen steht und liegt; der eine trinkt's dem andern zu, welcher Taback rauchet:

Gott gah dem proijscha Rünig Glück,
Doas wünsch ich ihm all Ogabstück.“

Die herzliche Anhänglichkeit an den Alten Fritz drückte sich in der Illumination des Destillateurs Johann Gottfried Müller in Freiburg besonders liebenswürdig aus. Da waren „zwey über das Friedensfest lustige Bauern. Der eine hieß Matz Pompe, der zweyte aber Kobelt Pompe. Matz war mit seiner Frau zum Brandtwein, mit welcher er diesen Wunsch zu Kobelten sagt:

Gott lufz da grufza Herrn, da lieba Künig, laba
En, bis die Welt vergieth, ey lauter Freeda Schwaba!
An soll ich noch au mohl die schönste Ruh verliehrn,
Ich wölls dem Künig gleich zu am Geschenck verihrn.
Ha, söll, bey meiner Troy, söll mir das Ding gelücka,
Ich wöll der Künigen an Mandel Kase schicka.

Sie sölln mich wull ney royn, a Ju is ok zu weit;
Ma is ja nu gewaft ey sihr bedrängter Zeit.

(Kobelt sagt): Dam Künig wünsche ich viel tausend Glück und Freede
Su viel als Freede giebt ey monchen Huchzigkleede.

O söll ich noch au mohl da liebe Künig sah,
Ich wöll ihm harzlich garn an Köber Kriecheln gahn.“

Wie vielfältig sich die vaterländische Gesinnung der Schlesier bei dieser Gelegenheit zeigte, kann gar nicht im einzelnen dargestellt werden. Ein Spruch stehe für viele:

Wer nicht will gut preußisch seyn,
Den steck ich in den Stampf hinein
Und zerstampf ihn kurz und klein,
Bis er will gut preußisch sein!

So versichert Herr Heinrich Ruppelt, Bürger und Gräupner auf der äußersten Schweidnitzischen Gasse zu Breslau. Im dazugehörigen Wilde aber war „eine Graupnerstampfe abgemahlt, wo hinten einer drauffsteht und vorne einer dem andern in die Stampfe steckt“.



Die Gründung und Etablierung der neuen Forstkolonie bei Sagan 1775

Aus den Archiven zusammengestellt von Adolf Nebiger, Breslau

Nie stand in seinem Wirken und Schaffen ein König seinem Volke näher als Friedrich der Große. Größer noch wie seine Kriegserfolge ist seine Friedensarbeit, die große Sorge, sein Volk nach schweren, langen Kriegsjahren wieder froh und glücklich zu machen.

Zielbewußt und doch in aller Stille erließ der König für die Kolonisation des entvölkerten Landes eine Verfügung nach der anderen, und pflichtgetreu und gewissenhaft arbeiteten die untergebenen Kammern. So entstanden Dörfer und Kolonien¹⁾, besetzt mit guten, zuverlässigen „Ausländern“, die nicht mit Dienstleistungen oder Frohnen (Leibeigenschaft) belegt werden durften.

Eine dahingehende Anweisung erließ die Königliche Kriegs- und Domänenkammer Slogau am 6. Januar 1775 an die Landräte der einzelnen Kreise. Durch den Landrat von Seidl auf Bergisdorf bei Sagan erhält auch der Saganer Magistrat davon Kenntnis. Wir lesen im Antwortschreiben des damaligen Bürgermeisters Pusch unterm 21. Januar 1775, daß die Königliche Kammer allergnädigst zu verfügen geruht habe:

Wenn die Dominiis bei ihren Dörfern Häuslerstellen mit einer geraumen Stube, zugehöriger Kammer und Boden, auch mit einem massiven Schornsteine nebst einem dazugehörigen Hofraume errichten und solche mit guten Ausländern besetzen, sollen sie für jede solche Stelle eine bare Geldbeihilfe erhalten, die nicht unter 70 Rthlern, bewandten Umständen nach aber auch zum Teil noch höher sein kann. —

Darauf hat sich der Magistrat Sagan entschlossen, bei der Rauzbrücke an der Priebusser Straße, diesseits der Eschirne, sieben und hinter der Papiermühle jenseits der Eschirne fünf dergleichen Häuslerstellen zu erbauen. Dieselben sollen aber über die Verfügung hinaus auch mit Ziegeldächern versehen werden, weshalb eine Beihilfe von 100 Rth. für jedes Haus beantragt wird, wenn auch pflichtschuldigst dabei referieret wird, daß zwar das Bauholz aus dem städtischen Forste genommen werden soll, die Kammerei aber, wenn solches gratis gegeben wird, dabei äußerst leiden würde und deshalb bei der Forstkasse gegen einen billigen Preis zu verrechnen wäre. Auch werde man mit vorzüglicher Sorgfalt ausländische Weber zur Besetzung allzieren, die mit keinem lästigen Robothen belegt würden, sondern als freie Leute und dienstfreie Häusler erblich darauf angelegt werden sollen. —

Am 24. Februar 1775 referiert der Magistrat ausführlicher über die Erbauung der Häuser und bittet um Erteilung der accordierten Beihilfe. Die Stadtverwaltung habe sich alle nur ersinnliche Mühe gegeben, ausländische

¹⁾ Man vergleiche auch die wertvolle, übersichtliche Arbeit: „Die friderizianische Siedlung in Schlesien“ von Herbert Schlenger, „Der Oberschlesier“, 1936, Doppelheft 6/7.

Weber anhero zu ziehen. Es gäbe gegenwärtig 26 dergleichen Interessenten, die aber nichts mit ins Land gebracht hätten, folglich meistens von Lohnarbeit leben müßten.

Diese Leute stammten aus der Lausitz, die damals noch zu Sachsen gehörte, und Sachsen war damals für Preußen eben Ausland.

Hausmiete und Victualien seien aber in der Stadt teurer als auf dem flachen Lande. So wären die Leute nicht im Stande, ihre Fabrike zu solch wohlfeilem Preise wie auf dem Lande zu fertigen und machten die Ware, wenn die Not sie dazu treibt, schlecht und dünner und behalten einen Teil Garn für sich, wodurch die Ware, sowie der Handel selbst den Kredit verliert. Das sei der Hauptgrund, welcher den Magistrat bewogen hat, die Erbauung der Häuser zu bewerkstelligen. Der hiesige Leinwandhandel wird von Zeit zu Zeit beträchtlicher, allein es fehlt an Webern. Das angrenzende Sachsen hat davon auf dem flachen Lande eine ansehnliche Anzahl, und allein in dem Dorfe Benau bei Sorau sollen so über 70 sein, und es wird von Sorau aus längs der Grenze ein beträchtlicher Handel mit roher Leinwand nach Hirschberg und Landeshut getrieben. Da andrerseits die Sachsen bisweilen nicht hinreichend Gespinnst haben, so hat sich der Schleichhandel mit rohem Garn dahin vermehrt, und alle präerentiones sind nicht vermögend, denselben zu hindern, so daß die Sachsen großen Profit machen. Gegenwärtig kostet das Schock Garn hier selbst 26 bis 28 Rth. und der hiesige Hauptmann Zingel hat erst kürzlich eine Remesse von 2700 Rth. aus Breslau an eine Handlung in Sorau erhalten, welche allerwahrscheinlich für Leinwand sein muß. Wir legen einen Riß und Kostenanschlag von diesen neuen Häusern bei, und da das Holz nur zur Hälfte im Werte, sowie die Ziegelsteine für ein Drittel angeschlagen sind, weil die Domina (Stadt) doch was beitragen müßte, so ergibt sich daraus, daß ein Haus auf 124 Rth., 13 Silbergr. und 10 Pf. würde zu stehen kommen. Der Anschlag ist auf Ziegeldach formiert worden. Sollte aber die Bedachung mit Schindeln allerhöchst genehmigt werden, weil die Häuser eine Viertelmeile von der Stadt zu stehen kommen und zum flachen Lande gehören, so würden 21 Rth., 28 Sgr., 8 Pf. an Ziegeln, Fuhrlohn, Splissen, Latten, Nägeln und Maurerlohn wegfallen, das Schindeldach aber ungefähr halb so viel kosten, indem das Holz dazu in der Nähe ist und so das Fuhrlohn erspart wird. Der Grund, wohin die Häuser zu stehen kommen, ist rötlicher toter Sand und leidet dabei der Forst nicht. Es ist auch Platz genug vorhanden, um in der Folge mehr dergleichen Häuser anzulegen und würde das auch um so notwendiger sein, indem 12 Weber eben keinen sonderlichen Einfluß auf die Hemmung des sächsischen Handels haben würden; allein es wäre indessen ein guter Anfang — und da es den Webern an Arbeit nicht fehlen könnte, so würden ihre Landsleute zu Nachfolge animiert werden. Wir müssen hierbei noch allergnädigst anführen, daß jede Stube auf 3 Stühle angelegt wird, folglich würde die ganze fabrique in 36 Stühlen bestehen. Wir bitten um allergnädigste approbation und determinierung der Beihilfe. In alleruntertänigster Erniedrigung ersterbender Pusch, Bürgermeister.

Dieses Schreiben gibt uns heute über die Anlage der Häuser und die bis zum Pfennig reichende preußische Sparsamkeit interessante Aufschlüsse, wobei den heutigen Bürger gewiß auch der sehr devote Briefstil interessieren wird.

Außerordentlich wichtig ist uns heute, zu wissen, was für Leute als „Ausländer“ der Saganer Magistrat damals angesiedelt hat. Darüber gibt uns ein Bericht vom 18. März 1779 Auskunft. Der Magistrat schreibt an den Landrat von Seidl:

Euer Hochwohlgeboren haben wir gehorsamst zu referieren, daß die im Rauze erbauten neuen Häuser völlig mit Ausländern besetzt sind und legen wir die designation derselben bei:

1. Gottlieb Koch aus Neuhammer bei Görlitz,
2. Johann Joseph Ley aus Köln,
3. Gottlieb Graumann aus Löbau in Sachsen,
4. Xian Winkler aus der Ober-Lausitz,
5. Korsch Schulz aus Seitendorf bei Zittau,
6. Gottfried Seelig aus Sorau N.,
7. David Heinrich aus Sorau N.,
8. Johann Moritz Areber aus Hannover,
9. Johann Gottfried Traeger aus Ebersdorf bei Löbau, Sachsen,
10. Gottfried Mildner aus Pirna, Sachsen,
11. Gottfried Liebich aus Hartau, bei Zittau, Sachsen,
12. Johann George Liebich aus Hartau bei Zittau, Sachsen,
13. Johann George Krause aus Hausdorf bei Seidenberg,
14. Gottlob Pilz aus der Ober-Lausitz,
15. Gottfried Morils aus Sorau N.,
16. Johann Urban aus Vuyk in Flandern.

Für das zugeteilte Gartenland und das Hütungsrecht hatte jeder Kolonist nach 5 Jahren jährlich 1 Rth. Pacht zu zahlen. Das Vieh konnte in den Wald getrieben werden.

Am 9. November 1779 möchte ein invalider 29 Jahre alter Dragoner Gottfried Neumann als Kolonist im Rauz dazu angesiedelt werden. Für ihn verwendet sich besonders General von Bosse, damit er als Tagearbeiter sein Brot verdienen könne. Er ist aber Inländer, also Preuße, aus Ochelhermsdorf bei Grünberg. Wenn er auch von seinen Vorgesetzten das Lob eines treuen und ehrlichen Mannes erhält, sich auch jederzeit sehr gut aufgeführt und außerhalb der Dienstzeit fleißig gearbeitet hat, so wird dieser Antrag von der Domänenkammer abgelehnt, weil nach allerhöchster intention dergleichen neue Stellen bloß für Ausländer bestimmt sind. (Schreiben v. 8. 12. 1779.)

Nachdem in einer neuen Verfügung der Domänenkammer Slogau vom 20. Februar 1780 die Erbauung von Kolonistenhäusern erneut anempfohlen wird, will der Magistrat von Sagan die Erbauung der Häuser hinter der Papiermühle in Angriff nehmen, wenn der Staat den Baukostenzuschuß, bzw. die Baukosten anweist. Dann könnten die Häuser bereits Ende Juli 1781 zu Stande gebracht sein, und zwar zunächst deren 6, was auch bewilligt und ausgeführt wird.

Am 27. Juni 1781 genehmigte die Slogauer Domänenkammer ausnahmsweise, daß 3 invalide Soldaten:

Michael Schulz, ohne Beruf aus dem Ranton (gezogen),
Joseph Schulz, Bauer aus Sachsen,
Christian Vogt, ohne Beruf, aus dem Ranton,

auf Wunsch und Bitte des Generals von Basse in den neuen Häusern bei der Papiermühle angesiedelt werden dürfen. Der Generalmajor von Basse ist aber zu ersuchen, die 3 Leute gewissenhaft auf die Invalidenliste bringen zu lassen. (?) In den neuen Häusern ist außerdem der sächsische Weber Schindler und der sächsische Zimmermann Rieger angesiedelt worden. 1782 werden wieder 4 neue Häuser hinter der Papiermühle gebaut. So ist dort am schönen Goldbach die Kolonie Schönthal bei Sagan entstanden, die heute genau so heißt.

Im Oktober 1783 wollen sich die Kolonisten Boehm und Knebel bei den Alten Rauzhäusern anbauen. Der Magistrat berichtet hierüber unterm 8. Oktober 1783, daß der eine Richard Boehm, eigentlich aus Gräfenhain bei Priebus (Sagan) gebürtig sei, sich aber seit geraumen Jahren in Sachsen aufgehalten habe, der zweite, Gottlieb Knebel, aus der Ober-Lausitz sei, einige Jahre in Tschirndorf (Sagan) gewohnt habe. Der Magistrat ist mit den beiden Kolonisten einig geworden, daß dieselben für ihre etablissements nach Verlauf von 5 Jahren einen jährlichen Grundzins von 2 Rth. zur Kämmereikasse zahlen sollen, was auch von Slogau aus genehmigt wird. 1784 zieht im Alten Rauz ein gewisser George Heinrich Menzel zu, 1785 Gottfried Sander aus Sachsen.

So sind also die 3 heute um Sagan liegenden Dörfer Schönthal, Tschirnkauz, heute Neue Forstkolonie und Alter Rauz, heute Alte Forstkolonie gegründet und besiedelt worden.

Am 25. März 1786 muß der Magistrat berichten, daß sich der Kolonist Johann Urban aus dem Rauze beurlaubt hat, um als Ziegelftreicher beim Festungsbau Graudenz tätig zu sein, sich aber seit Jahr und Tag nicht mehr zurückgemeldet hat. Die Kolonisten im Rauz hatten das Recht und die Erlaubnis, eine Kuh und ein Stück Jungvieh in den Wald zu treiben, auch dürres Holz aus dem Walde zu holen. Diese alten Rechte sind erst in der Neuzeit abgelöst worden.

In der Alten Forstkolonie befand sich damals auch eine Bleiche für ungefähr 30 Schock Garn. Unterm 19. Juli 1791 lesen wir ein Protokoll über die Vernehmung des Stadtförsters Besko, aus dem wir ersehen, daß die Kolonisten im Rauze die ihnen vermöge des mit ihnen gemachten Abkommens schuldigen Handdienste zu verrichten sich durchgängig weigern. Da nun der Bau der Brücke über die Tschirne wegen der beständigen Passage nicht aufgehalten werden kann und die widerspenstigen Freihäusler wohl nicht sogleich zu ihrer Schuldigkeit gebracht werden können, da eine unter sich gemachte Verschwörung, die sich vielleicht noch entwickeln wird, obwaltet, so wird gehorsamst angefragt, ob nicht die Kosten den widerspenstigen Kolonisten

aufgelegt werden sollten! Sie behaupteten aber, daß sie alle freie Leute wären und daher keine Hofdienste zu tun brauchten. Der Magistrat läßt die Arbeit durch Tagelöhner ausführen und den Geldbetrag von den Inhabern der Kolonie beitreiben. Die Kosten der Instandsetzung betragen 7 Rth. und 6 Sgr. Denselben Bürger hat der Magistrat im September 1791 mit den Schönthaler Kolonisten. Hier betragen die Kosten 3 Rth. 3 Sgr. 6 Pf. Durch die Kriegs- und Domänenkammer werden die Kolonisten beider Dörfer auf ihre Beschwerde hin unterm 12. Oktober 1791 angewiesen, ihre Pflichten aufs pünktlichste auszuüben, am allerwenigsten sich aber gegen ihre Obrigkeit widerspenstig zu bezeigen, widrigenfalls sie als Ungehorsame behandelt und nachdrücklichst bestraft werden sollen.

Es müssen auch sonst im Dorfe in den ersten Jahren recht eigentümliche Verhältnisse geherrscht haben. Darüber gibt uns ein Schreiben vom 21. April 1792 besondere Aufklärung. Das Saganer Forstamt: Da die Ansiedler nichts zur Rämmerei entrichten, sondern als freie Leute leben, findet ein starker Zulauf statt. Das Brot gehen sie betteln. Macht ja eins was, so ist er Besenbinder oder Schwingenmacher. Da muß der Förster herhalten, dazu wollen sie auch warm sitzen, oder einen Topf Suppe kochen und gebrauchen dazu Holz. Deshalb sollen sie wenigstens einen Tag zum Dienste angehalten werden, oder um das Gesindel loszuwerden, damit die Sachsen nicht mit Recht sagen können, daß in Sagan Diebe gehalten werden. Von den Kolonisten Boehm und Mentzel im Alten Rauz hören wir, daß sie den Sarnhandel an der sächsischen Grenze mit großem Vorteile betreiben, d. h. Schmuggler sind, was durch das Landratsamt im Schreiben vom 13. Mai 1801 festgestellt wird. Das sächsische Dorf Jeschkendorf aber ist damals voll mit Saganer Bürgern und Honoratioren gewesen, welche dort, teils wegen der Wohlfeilheit des Weines und Bieres usw. als auch, weil solches nur eine halbe Meile von Sagan gelegen, sich amüsierten. Dadurch aber wird das Geld außer Landes gebracht. Deshalb will Maurermeister Kleinert in Neue Forstkolonie in einer kleinen Entfernung von der sogen. Rauzbrücke einen Gasthof erbauen, der 48 Ellen breit und 46 Ellen lang sein soll, und dessen Bau ja schon 1777 genehmigt worden war. Auch die Genehmigung zur Haltung eines Billards wird beantragt. Die Kgl. Domänenkammer erklärt aber dieses Unternehmen unterm 12. Januar 1803 für unstatthaft, weil dadurch die Gelegenheit zum Schmuggeln und Betriegen für die Leute nur noch vergrößert werde.

Zur Schule aber werden die Kinder dieser Dörfer in all den Jahren sonderbarerweise überhaupt nicht angehalten, so daß Lesen und Schreiben bei den Einwohnern eine Seltenheit war. Dieser Zustand braucht uns für die damalige Zeit im Gegensatz zu heute nicht zu wundern. Solche Zustände waren vor reichlich 100 Jahren nichts Außergewöhnliches. Berichtet uns doch der Bayrische Schulrat Grafer, daß es selbst in einer Residenzstadt, wie Bayreuth, möglich war, daß an der dortigen Waisenschule ein Lehrer bereits 35 Jahre amtiert hat, der selbst nicht schreiben konnte.

Im Jahre 1813 etablierte sich in Schönthal ein Leinenweber Gottlieb Erdmann Höhne aus Runau. Der hatte in seiner Jugend 4 Jahre lang in Sagan die Schule besucht und sich dort im Lesen, Schreiben und Rechnen Kenntnisse

erworben. Er richtete in demselben Jahre eine sogen. Winkelschule ein. Als er aber im 64. Lebensjahre stand, wurde ihm noch aufgetragen, ein Vierteljahr das Seminar in Bunzlau zu besuchen. Sein Lehrereinkommen betrug wöchentlich etwa 1 Thl. und 20 Pf. Redlich waltete er seines Amtes, bis er Ende des Jahres 1845 als der 1. Lehrer der neuen Kolonie verstarb. Nach seinem Tode setzte eine unruhige Zeit im Schulleben der beiden Kolonien ein. Sehr oft wechselten die Lehrer. Einer verließ sogar bei Nacht und Nebel seine Stellung ohne Kündigung und Genehmigung. Die Gründe hierzu waren das sehr kleine Gehalt und die dauernden Anfeindungen seitens der Gemeindeglieder. Auch die folgenden Lehrer hatten in dieser Beziehung große Schwierigkeiten. Die Wohnung der Lehrer war eine Dachkammer. Niemand wollte ihnen das Mittagessen bereiten. Nur die damaligen Besitzer der Papierfabrik haben hier immer wieder helfend eingegriffen. Mehrmals mußte auch die Schule in Schönthal von Hermsdorf bei Sagan verlassen werden. Endlich am 4. Oktober 1876 konnte nach langen Verhandlungen unter dem damaligen Lehrer Williger, der noch heute manchem Saganer in Erinnerung steht, die jetzige Schule in Sagan Gewerksfabrik eingeweiht werden, die bis zum 1. Oktober 1915 von den ev. Kindern beider Kolonien gemeinsam besucht wurde. Mit dem Neubau der Schule in Schönthal erhielt dieses Dorf seine eigene Schule und die Schule in Gewerksfabrik gehörte der Gemeinde Neue Forstkolonie. Durch hochherzige Spenden des alten Kaisers Wilhelm I. war der Bau der alten Schule ermöglicht, aber selbst Friedrich der Große, schon lange tot, lebte für die Schule durch seine zu Lebzeiten in weiser Voraussicht getroffenen Anordnungen fort. Für den Fall, daß eine Schule gegründet würde, so hatte er bestimmt, ist die Stadt Sagan verpflichtet, dieser Schule aus ihrem Forste jährlich 7½ Raummeter gutes Scheitholz als Feuerung zu liefern. Das ist noch heute der Fall.

So entrollte sich vor unserm Geiste ein interessantes und auch wechselvolles Schicksal aus der Kolonisationsarbeit Friedrichs des Großen. Es ist ein kleiner Abschnitt seiner vielseitigen Friedensarbeit in unserer Heimatprovinz. Und doch führt uns gerade solche kleine Arbeit zum Verstehen der großen Werke dieses Königs.



Friedrich der Große in Schlesiens volkstümlicher Überlieferung

Von Dr. Georg Scharf

Kein Herrscher spielt im schlesischen Volkstum eine solche wichtige Rolle wie Friedrich der Große. Seine geschichtliche Tat, die Schlesien unter die preußische Krone und damit zu Deutschland brachte, ist in ihrer Größe unumstritten.

Eine reiche Überlieferung bewahrt das Andenken des großen Königs, ein ganzer Schatz von Sagen rankt sich um ihn, in Liedern feiert man ihn, seine Soldaten und seine Taten.

Die Örtlichkeiten, an denen er sich aufhielt, wo er seine Schlachten schlug, bewahren vielfach in ihren Namen die Erinnerung an jene geschichtlichen Ereignisse. Sogar in Redensarten lebt die Zeit Friedrichs fort, wenn auch die Belege hier verhältnismäßig selten sind, doch darf man nicht übersehen, daß Redensarten und Sprichwörter sich am liebsten an Dinge des allgemeinsten, des täglichen Lebens knüpfen.

Vom Alten Fritz erzählt man sich immer, auch Dinge, die gar nicht zu ihm gehören. Weit verbreitet im schlesischen Volke ist die Meinung, daß er die „langen Kerls“ besonders liebte, daß er bei Faulen und Müßiggängern den Kriickstock kräftig handhabte; beide Züge sind seinem Vater Friedrich Wilhelm I. eigen, sie sind aber auf den berühmten Sohn, der den Schlesiern ja viel näher steht, übertragen worden. Die Gewohnheit, sich um alles selbst zu kümmern, teilt Friedrich II. mit seinem Vater, das hat die Übertragung erleichtert.

Als Friedrich in Schlesien einzog, flogen ihm die Herzen der Schlesier im Sturm zu, aus den „Kaiserlichen“ wurden „gute Preußen“; so sagt man heute von Leuten, die gut Freund miteinander sind: „die sein gutt preisch (preußisch) mitsonma“, Segner „sein nee gutt preisch“. Friedrichs Regierung war für Schlesien eine glückliche Zeit, Holtei nennt eine Redensart: „Das war noch unterm Alten Fritze, wo der Kalbskopf um zwei Gröschel war“, und so trauern die schlesischen Landleute in Notzeiten der Zeit des großen Friedrich nach: „Der aale Fritze kimmt ni wieder!“

Auch dem berühmten Husarenvater Hans Joachim von Zieten, Friedrichs treuem General, bewahren die schlesischen Gebirgsbewohner ein wohlmeinendes Andenken: „Der aale Zieten“ spielt in ihren Erinnerungen eine große Rolle, seine komische, kurz angebundene Art ist ihnen wohlbekannt, so daß sie einen knurrigen Alten als „aalen Zieten“ bezeichnen.

Es folgt jetzt eine Reihe von Flurnamen, die auf Friedrich und seine Kriegstaten Bezug nehmen:

Die Friedrichshöhe im Kreiße Liegnitz trägt seinen Namen.

An der Friedrichslinde in Wäldchen (Kreis Waldenburg), deren gebrochener Stamm durch eine eiserne Nachbildung ersetzt wurde, band der Alte Fritz des öfteren sein Pferd an.

An der Sabinafichte in Friedersdorf (Waldenburg) erwartete eine Jungfrau Sabina täglich den vorbeireitenden König.

Die als Sieben Rurfürsten (Wäldchen, Kreis Waldenburg) bezeichnete Stelle soll ursprünglich sieben Fichten getragen haben, die der Alte Fritz spottend die Sieben Rurfürsten nannte.

Der Platzweg (Wäldchen, Kreis Waldenburg) verdankt seine Entstehung einer Unordnung Friedrichs: „Hier muß mehr Platz gemacht werden!“

Das Fritzenhaus oder eim aala Fritz a steht in Halbendorf (Kreis Striegau); am Abend nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg soll Friedrich durch Halbendorf geritten sein und sich in diesem Hause haben Milch geben lassen. Auf einem Fensterladen ist noch sein Bild zu sehen.

1745 soll Friedrich, als Bauer verkleidet, auf dem Königsberg (Oberzieder, Kreis Landeshut) gefrühstückt haben und die Oesterreicher beobachtet haben. Die Kleider hatte ihm ein Bauer Kleinwächter aus Oberzieder geliehen.

Ein Königsberg liegt auch bei Hartau (Kreis Glatz).

Die Königsberge bei Mollwitz, mehrere ungefähr 150 Meter hohe Schotterhügel, heißen angeblich so, weil nach der Schlacht bei Mollwitz das Zelt des Königs dort gestanden habe. Ihr Name kommt aber schon in den Schöppenbüchern um 1600 vor.

Auf dem Königswege (Gießmannsdorf, Kreis Volkenhain) soll Friedrich der Große nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg oft entlanggeritten sein, wahrscheinlich, weil sich dort in der Nähe ein Truppenlager befand.

Am Südbhange des Brechelsberges (Pilgramshain, Kreis Striegau) steht die Königskiefer, von hier aus leitete Friedrich den letzten Teil der Schlacht bei Hohenfriedeberg.

Das Kaiserliche (Michelsdorf, Kreis Waldenburg) heißt so, weil sich dort ein Lager kaiserlicher Truppen befand.

Vom Kaiserberge (Schönfeld, Kreis Brieg) soll Maria Theresia der Schlacht bei Mollwitz zugeschaut haben.

Laudons Loch; geht man von Freiburg durch den Runzendorfer Busch, so gelangt man hinter dem Walde zu einem alten Steinbruch, der im Volksmund „Laudons Loch“ heißt. Im Jahre 1760 waren im April die Preußen aus Freiburgs Umgebung weggezogen, und am 24. Juni rückte General Naundorf mit dem Laudonschen Grünen Frei-Regiment hier ein. Diese Leute betrugen sich gleich anfangs wie Rasende und hausten furchtbar in der Stadt und auf den Dörfern bis zum 28. August. Alle Höhen der Vorberge waren von den Feinden besetzt. Die Erinnerung an den Schrecken dieser Zeit ist uns in der

Sage von Laudons Loch erhalten geblieben. Man gelangt zum Eingang in den Steinbruch auf dem Fußwege, der links ab nach Ober Kunzendorf zu führt. Die Einfahrt in den Steinbruch wird der ‚Kanonenweg‘ genannt. Hier an dieser geschützten Stelle, die ein richtiges Versteck bildet, soll der österreichische Feldherr Laudon sein Lager gehabt haben, während der Alte Fritz seine Zelte zwischen Jauernick und Schweidnitz aufgeschlagen hatte.

Noch heute singen die Alten von Kunzendorf bei frohen Festen:

„Laudon, Laudon, Laudon rückt an!
Mit fünfmalhunderttausend Mann
Rückt General Laudon an!
Laudon, Laudon, Laudon rückt an!“

Die Kolonie P r i t t w i t z d o r f bei Kudelstadt führt den Namen nach ihrem Gründer General Joachim von Prittwitz. Er ist durch seine Lebensrettung Friedrichs des Großen in der Schlacht bei Kunersdorf rühmlichst bekannt.

An der Fouqué-Birke in Landeshut ist Fouqué 1760 gefangen-genommen worden.

Der Fouquéweg im Forstgutsbezirk Reinerz soll zur Zeit der Schlesischen Kriege aus militärischen Gründen angelegt und nach dem damaligen Festungs-kommandanten genannt sein.

Auch der Fouquéhau führt seinen Namen.

Auf dem Güttlerberge (Seitendorf, Kreis Waldenburg) stürmte ein Major Güttler mit seiner Schwadron eine österreichische Batterie.

Das Pickett (Görbersdorf, Kreis Waldenburg) war von Soldatenwachen besetzt.

Die Grenadierhöhle (Rückers, Kreis Glatz); ein desertierter Soldat soll da viele Jahre gehaust haben. Um 1790 hat der alte Stehr noch die Lagerstätte, aus Moos und Reisig bestehend, gesehen.

Zahlreich sind die Namen, die an des Königs Soldaten erinnern. Das Dragonerstück (Scheibendorf, Kreis Landeshut), drei Husaren (Kreis Liegnitz), das Husarenloch (Jenkau, Kreis Liegnitz), der Husarensand (Panten, Kreis Liegnitz), der Husarenberg bei Haselbach (Kreis Landeshut), von ihm hat man einen guten Fernblick nach Pfaffendorf, den Landeshuter und Waldenburger Bergen; ein Husarenberg liegt auch in Dambritsch (Kreis Neumarkt); der Husarenhübel oder Husarenkopf, ein Berg zwischen Gießmannsdorf und Ruhbank; das Husarenloch (Tschöplowitz, Kreis Brieg), ein Wasserloch, in dem ein Husar ertrunken sein soll; die Preußenwiesen (Hermsdorf, Kreis Glatz), ein preussischer Provianttransport wurde in den Schlesischen Kriegen hier durch österreichische Husaren überfallen, die Gefallenen sind wahrscheinlich hier beerdigt worden.

Auch die feindlichen Soldatengattungen sind häufig vertreten. Im Russischen Lager, einem Dickicht zwischen Freiburg, Fröhlichsdorf und Zeisberg, haben einmal Russen gelagert.

Auf der Pandurenaue (Zindel, Kreis Brieg) haben wohl vor der Schlacht bei Mollwitz österreichische Panduren gelagert, später fand man dort militärische Ausrustungsstücke. Die Panduren haben sich in ganz Schlesiens herumgetrieben. Bei Landeshut hat eine Schlacht stattgefunden, in welcher viele Panduren gefallen sind. Hinter dem Scholzenberge liegt am Forstberge ein Birkenbusch, dort sind die Pandurengräber, ein Stück weiter hinaus liegt die Pandurenwiese, beide Plätze (bei Wittgendorf) haben ihre Namen aus einem Schlesienschen Kriege erhalten. Ein Acker und eine Holzung in Albendorf (Kreis Landeshut) heißt die Pandurenhütte, in Landeshut in der Bahnhofstraße gibt es einen Pandurenbrunnen, bei Landeshut eine Pandurenjchanze.

An den Pandurenstrauch (Siefmannsdorf, Kreis Volkenhain) knüpft sich eine Sage, dort soll im Siebenjährigen Kriege ein Pandur auf Posten gestanden haben, er wurde abgeschossen, seine letzten Worte waren: „Abgelöst — — abgelöst!“

Von den Panduren künden noch die Pandurenfichte (Heinrichau, Kreis Waldenburg) und der Flurname bei der Pandurenbrücke im Forstgutsbezirk Reinerz.

Reichlich vertreten sind auch die Kroaten. In Langwaltersdorf-Forst (Kreis Waldenburg) kennt man einen Kroatengraben, daselbst und in Heinrichau eine Kroatenbrücke, in Heinrichau, Hausdorf und Tschendorf (Kreis Waldenburg) einen Kroatenbrunnen. In Hausdorf begegnet man dem Kroatenkirchhof, in Wäldchen (Kreis Waldenburg) steht der Kroatenstein, beides Erinnerungsmale an gefallene Kroaten. Pläswitz (Kreis Striegau) hat einen Kroatenteich, Weinberg (Kreis Liegnitz) ein Kroatenfilke.

Der Flurname die Schlacht im Ziedertal (Kreis Landeshut) kündigt von einem größeren Gefecht.

Der Popelstein (Forstrevier Hohe Eule, Kreis Waldenburg) ist eine Stelle, von der aus nach der Meinung des Volkes Lichtzeichen nach der belagerten Festung Schweidnitz gegeben wurden.

Von Friedrichs Sieg über Laudon zeugt die Siegeshöhe bei Liegnitz, auf dem Rehberg soll Friedrich die Nacht vor der Entscheidung verbracht haben, dort steht ein Stein mit dem Spruch:

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte an seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht.

Das Andenken an die Schlacht bei Hohenfriedeberg wahrt die dortige Siegeshöhe.

Ein anderer Denkstein steht auf dem Pfaffenberg zwischen Jauernick und Königszelt. Als die Preußen das Lager von Bunzelwitz bezogen hatten,

stand das königliche Zelt, in welchem Friedrich schlief, auf dem Pfaffenberg, danach heißt der Ort **R ö n i g s z e l t**.

Die bisher angeführten Namen beziehen sich ganz eindeutig auf die Schlesiſchen Kriege. Daneben gibt es eine Menge Namen allgemeinerer Art, die ſich auf andere kriegeriſche Ereigniſſe beziehen könnten. Für unſere Heimat ſind aber die Feldzüge Friedrichs II. viel wichtiger als zum Beiſpiel der Dreißigjährige Krieg, und ſo darf man annehmen, daß ſich auch dieſe Flurnamen mit allgemeinerem Gepräge an Begebenheiten aus der Zeit Friedrichs anknüpfen, um ſo mehr, als die betreffenden Namen immer in der Umgebung der berühmten Schlachtorte, Feſtungen oder wichtigen Zugangsſtraßen vorkommen.

Da iſt zunächſt die **Kriegskoppe** bei Lindenbuſch (Kreis Liegnitz) zu nennen. Der **Brotweg** und die **Fleiſcherei** (Forſtrevier Hohe Eule, Kreis Waldenburg) bezeichnen Stellen, an denen Lieferungen an die Truppen erfolgten. Der **Feuergraben** (Langwaltersdorf, Kreis Waldenburg) hat ſeinen Namen angeblich von Wachtfeuern erhalten. An dem **Flaſchenbrunnen** (Jauernig und Rynau, Kreis Waldenburg) füllten die Soldaten ihre Feld Flaſchen. Im **Trompeterborn** (Reimswaldau, Kreis Waldenburg) ſoll ein Trompeter ertrunken ſein. Was es mit dem **Fährichsgraben** (Liebichau, Kreis Waldenburg) für eine Bewandnis hat, iſt nicht feſtzuſtellen. In dieſen Kreis gehören ferner der **Trommelberg** (Oberkonradswaldau), der **Reiterteich** (Hermsdorf grüß.), der **Tränkenberg** (Bogelsdorf), alle drei liegen im Kreiſe Landeſhut, und vielleicht das **Soldatenloch** (Seidorf im Rieſengebirge).

Sehr zahlreich ſind die Bergnamen, auf denen vermutlich Wachtruppen lagen, ſo gibt es ein **Wache** bei Liebenau (Kreis Liegnitz) und eine im Waldbezirk Kunzendorf (Kreis Landeſhut). **Wachberge**, auch **Wache-** oder **Wachtberge** haben wir bei Groß Wandriß und Roſenau (Kreis Liegnitz), Gießmannsdorf (Kreis Bolkenhain), Ober Salzbrunn, Blumenau, Göhlenau, Langwaltersdorf-Forſt, Bärſdorf, Jauernig und Wäldchen (Kreis Waldenburg), Reulendorf, Lobetinß und Neudorf (Kreis Neumarkt), endlich in Königshain, Ullersdorf, Rudowa, Tſcherbeney und Straußeney (Kreis Glatz). Nicht minder häufig ſind die Namen, die mit Schanzanlagen zuſammenhängen. Die **Peiperschanze** bei Waldenburg iſt eine Anhöhe, die **Sternſchanze**, der Form wegen ſo genannt, erſcheint bereits auf einer Karte von 1787. Der erſte Beſtandteil des Namens **Wielanſchanzen** in Langwaltersdorf-Forſt rührt von dem Anwohner her. Bei Königshain und Ullersdorf gibt es eine **Jungferſchanze**, bei Schmochwitz (Kreis Liegnitz) einen **Schanzewinkel**, bei Ranth (Kreis Neumarkt) eine **Schanze**. Ein Ackerſtück in Niſchendorf (Kreis Schweidnitz) heißt **Schanzenfleklein**. Ein Teil des Kirchberges bei Waldenburg führt den Namen die **Schanze**. **Schanzen**, **Schanzlehen** und **Schanzſtücke** finden ſich in Fröhlichsdorf, Friedland, Reimſbach, Schmidtsdorf, Dittmannsdorf, Hausdorf und Wäldchen (Kreis Waldenburg); dazu kommen die **Schanzwieſe** in Trautliebſdorf und der **Schanzenberg** in

Reichhennersdorf sowie die Flurbezeichnungen *Vor der Schanze* und *Hinter der Schanze* in Vogelsdorf (Kreis Landeshut).

Auf dem *Kolonnenweg* (Würgsdorf, Kreis Volkenhain) mögen oft *Truppen* marschiert sein. Kanonen standen vielleicht am *Kanonenteich* (bei Liegnitz) und *Kanonengraben* (bei Volkenhain). Befördert wurden die Geschütze auf den *Kanonewegen*, die in Heinrichau, Hausdorf, Tschendorf und Runzendorf (vgl. Laudons Loch!) im Kreiße Waldenburg und in Rengersdorf, Piltsch, Goldbach, Rückers und Walddorf (Kreis Glatz) vorkommen.

Auf ehemalige Truppenlager deuten Namen wie der *Lagerplan* (Seidorf im Riesengebirge, Neußendorf, Michelsdorf, Kreis Waldenburg und Zieder-
tal), das *Lager* (Seitendorf, Bärtsdorf, Hausdorf, Jauernig, Kreis Waldenburg), der *Lagerhübel* bei Waldenburg und der *Lagerplatz* bei Wittgendorf (Kreis Landeshut).

An die gefallenen Soldaten erinnern uns der *Alte Kirchhof*, eine Wiese in Gießmannsdorf (Kreis Volkenhain), der *große Kirchhof* und der *kleine Kirchhof* in Oppau (Kreis Landeshut), der *Kirchhof* in Ober Salzbrunn und Steinau (Kreis Waldenburg), die *Kirchhofwiese* in Neußendorf und Görbersdorf (Waldenburg), die *Kirchhoflehne* in Langwaltersdorf-Jorst und der *Soldatenkirchhof* in Langwaltersdorf, Steingrund und Bärtsdorf (Waldenburg). Die Vorstellung, daß sich alte Soldatengräber dort befinden, führte wahrscheinlich auch zu den Namen wie: *Am Totenwege* (Parchwitz, Kreis Liegnitz), der *Totengraben* (Tollhammer-Jorst, Nieder Hermsdorf, Kreis Waldenburg), der *Totengarten* (Oberhannsdorf, Droschkau) und der *Totenweg*, ebenfalls in Oberhannsdorf und Droschkau (Kreis Glatz).

Im *Pferdeloch* (Raspenau, Kreis Waldenburg) wurden angeblich beschädigte Soldatenpferde ausgeheilt, tote verscharrt. Der *Pferdekirchhof* in Zindel (Kreis Brieg) ist eine Sandgrube, in der sich sehr viele *Pferdegerippe* befinden (bei Mollwitz focht die preußische Reiterei sehr unglücklich).

Die Persönlichkeit des großen Preußenkönigs lebt auch in Volksliedern weiter.

Grenadierlied

(Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, 1756)

Maria Theresia, zieh nicht in'n Krieg,
Du wirst nicht ersechten den herrlichen Sieg,
Was helfen dir alle die Reiter, Su-
jaren und alle Kroaten dazu.

Marschieren auch dir zu Gefallen ins Feld
Die großen Nationen und Herrscher der Welt,
Wir wollen doch sehn, ob der Russ' und Fran-
zose was gegen uns ausrichten kann.

Und glaubst du vielleicht, daß der preußische Staat
Zum ernstesten Kriege gerüstet nicht hat,
So komm nur ins Zeughaus, viel hundert Stück Ra-
nonen und Mörser, die liegen schon da.

Dieweil man bei dir noch die Strümpfe sich flickt,
Da sind wir schon in das Land eingerückt,
Dein Heer wird geschlagen, wir rufen das Vik-
toria, und es zieht sich sicher zurück.

Wenn unser Held Friedrich im Feld für uns ficht,
Den Teufel in der Hölle dann scheuen wir nicht,
Nur mutig zum Kampfe! So rufen die Trom-
peten und Pauken; wer Lust hat, der komm.

Ei, sagt doch, wer hat denn solch feinen Verstand,
Daß er für die Preußen dies Liedlein erfand,
Drei Mann von den Fritzgrenadiern in der Wacht-
stube, die haben dies Liedlein erdacht.

Derselbe Geist spricht aus einem Liede, „Husarenbraut“ genannt, es ist als
„Fliegendes Blatt“ aus dem Siebenjährigen Kriege im „Wunderhorn“ ver-
zeichnet; es atmet echt preußischen Reitergeist.

Husarenbraut

Wir preußisch Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen marschieren ins weite Feld,
Wir müssen marschieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das läutet so hell,
Das ist überzogen mit gelbem Fell,
Und wenn ich das Glöcklein nur läuten gehört,
So heißt es: Husaren, auf euere Pferd'!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet ins weite Feld,
Das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,
Das ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl sterben sah,
Schrie einer zum andern: Ach! Jammer, Angst und Not!
Mein lieber Kamerad ist geblieben tot!

Das Glöcklein, es klingt nicht eben so hell,
Denn ihm ist zerschossen sein gelbliches Fell,
Das silberne Bräutlein ist uns doch geblieben,
Es tuet uns winken, was hilft das Betrüb'n?

Wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen,
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.

Es folgen zwei Lieder, in denen die Schlesischen Kriege den Hintergrund für das eigentliche Geschehen abgeben.

Die gute Luise

(Nach dem Siebenjährigen Kriege entstanden)

Luise suchte Trost und Ruh im heil'gen Bibelbuch,
Und eine heiße Zähre floß herab aufs Büchentuch.
Wer klopft so leis ans Fenster hier und sang ein Lied dazu?
Wer mehret meinen Jammer hier und stört mich in der Ruh?

„Ich bin ja nur ein armer Mann, erbarmt euch meiner Not,
Daß ich den Hunger stillen kann, gebt mir ein Stückchen Brot.
Seht, eine Kugel raubte mir im Schlachtgewühl den Fuß,
Gelähmt ist meine Rechte hier von Feindeshieb- und -schuß.“

Drei Söhne blieben bei Kolín, als unsre Scharen floh'n,
Der König nahm, Gott segne ihn, auch mir den letzten Sohn;
Er war so schön, so hold, so schlank, so brav; fürs Vaterland
Dahin beim letzten Treffen sank mein letzter, Fritz genannt.“

„Hört, alter Mann, zu klagen auf!“ riefs gute Mädchen aus,
„Nehmt, Vater, mich als Tochter an, bin eures Fritzens Braut.
Kommt, laßt uns aufs Schlachtfeld gehn, um auszuspähn sein
Dann segnet ihr uns beide hier, und Engel sehn herab.“ [Grab,

Das andere ist ein schlesisches Bauernlied aus derselben Zeit. Es zeichnet sich noch dadurch aus, daß es in schlesischer Mundart geschrieben ist. In den Jahren 1820—1830 wurde es von einem Drehorgelspieler in Gröbelwitz (zwischen Breslau und Ohlau) gesungen. Der alte Bauer erzählt mit Vergnügen, daß er seinen zum Militär eingezogenen Sohn besucht, und wie er ihn gefunden hat.

Nee, wås ich jenntag hä gesahn,
Dås gah ich nicht vor Geld:
Dofß mee Suh'n aus em Christian
Is wurden a Kriegesheld.

Ich duchte schunt bem Assen,
 Der Wunger (das Wunder) wullt mich frassen:
 Wie sich dar Karle hoot gestrackt,
 Maul und Nâß' ei de Hüß gerackt,
 Denn die Mundirig (Montierung) stieht em gutt;
 A sißt wie eigenäht.
 A hoot an grußen Tressenbut,
 An Zoop eis Häär gedreht;
 Wie unsem Harn vormichen (vor Wochen)
 Verglichen und gestrichen,
 Und ooch mit Mahle weiß gemacht,
 Dofß eenem es Harz im Leibe lacht.
 Be eenem Hääre hätt'ch en nich
 Bem Exerziern gekannt,
 A wår doch zu absunderlich,
 Su flink und su gewandt.
 Und wie der Hauptmann mit em tuttl!
 Ich wår's verwähr nich Jan:
 A rückt em selbst zuraicht a Gutt,
 An Schlaag hát ar'm gâr gegahn.
 Ich ging och gleich noch nächten
 Und foot's da ganzen Knechten:
 Se sullen nich meh furchtsam stiehn,
 Und murgen under die Suldaten giehn.
 Wås sull denn su am Karle fahln?
 A hoot sei Brut, sei Seld!
 A sicher Karle hoots besser
 Als mocher Pauer und Schösser;
 A dorß sich nur hübsch gutt uffiehrn,
 Do dorß en niemand kujeniern.
 A wird Urloob kriegen,
 Und zu niem Vergniegen
 Blebt a hie bis zur Revieh (Revue)!
 O, do hops ich ei die Hüß!
 Und blebts ooch Krieg, wås ies denn oo
 Su Grufes drån gelahn?
 Wie Mächem hot das Glicke do
 An Gutt vull Geld gegahn!
 Wie Mocher muß hinreiten
 Und vor da König streiten;
 Und sulte denn mei jüngster Suhn
 Ooch nich prav und tapper tun?!

Ein Liedchen findet sich bereits unter dem Flurnamen „Laudons Loch“.

Hohenfriedeberg ist unstreitig der berühmteste Schlachtort in Schlefien. Aus der dröhnenden Reiter Schlacht entstanden die Klänge des „Hohenfriedeberger

Marſches“. Zu ſeiner Melodie dichtete U. H. Freiberg aus Paſewalk (die Paſewalker Küraffiere bewahrten die Tradition der Bayreuth-Drägoner!) zur Jahrhundertfeier der Schlacht bei Hohenfriedeberg einen Text, der ins Volk eingedrungen und vom Volke nach der Art des Volksliedes umgeſtaltet und zerſungen worden iſt:

Auf, Ansbach-Drägoner, auf, Ansbach-Bayreuth,
Schnall um deinen Säbel und rüſte dich zum Streit!
Prinz Karl iſt erſchienen auf Friedbergs Höh'n,
Sich das preußiſche Heer mal anzusehn.
Drum, Kinder, ſeid luſtig und alleſamt bereit,
Auf, Ansbach-Drägoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Haben Sie keine Angſt, Herr Oberſt von Schwerin,
Ein preußiſcher Drägoner tut niemals nicht fliehn,
Und ſtünden Sie auch noch ſo dicht auf Friedbergs Höh',
Wir reiten Sie zuſammen wie Frühlingsſchnee.
Ob Säbel, Kanon', ob Kleingewehr uns dräut:
Auf, Ansbach-Drägoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Halt, Ansbach-Drägoner, halt, Ansbach-Bayreuth!
Wiſch ab deinen Säbel, laß ab vom Streit,
Denn ringsumher auf Friedbergs Höh'n
Iſt weit und breit kein Feind mehr zu ſehn.
Und ruft unſer König, zur Stelle ſind wir heut —
Auf, Ansbach-Drägoner, auf, Ansbach-Bayreuth!

Auch die ſchleſiſche Sage hat um die Zeit des großen Königs ihren Zauber geſponnen. Ich meine hier nicht die anekdotenhafte Erzählung, ſondern beſchränke mich auf die echten Sagen. Sie knüpfen ſich gern an die alten Schlachtfelder.

Die Soldaten auf dem Ziegenrücken

Auf dem Ziegenrücken bei Forſt (Kreis Landeſhut) ſoll in den früheren Kriegszeiten auch eine Schlacht geſchlagen worden ſein. Man will das Gewimmer der Verwundeten zu manchen Zeiten hören und alſdann auch ſehen, wie des Nachts ganze Züge berittener Soldaten, die keinen Kopf haben, unter lautem Hurrageſchrei am Berge im Galopp dahinflaufen.

Der Trommler im Frauenholz

Im Frauenholz, einem Waldſtück zwiſchen Baumgarten und der zu Altreichenau gehörenden Kolonie Krähendörfel (Kreis Volkenhain), ſoll man um Mitternacht, wenn man da vorbeigeht, einen Tambour hören, der die Trommel rührt. Wahrſcheinlich iſt er in der Schlacht bei Hohenfriedeberg gefallen.

Der wilde Jäger im Riesengebirge

Im Riesengebirge stellt man sich unter der „wilden Jagd“ die Preußen vor, welche unter dem großen Fritz daselbst gefallen sind. Diese sollen nämlich alljährlich an einem bestimmten Tage aufstehen und durch die Lüfte nach Preußen ziehen wollen. Sie finden aber nicht den Weg aus Böhmen hinaus und kehren daher unter fürchterlichem Geschrei wieder um; hierbei töten sie jeden, der ihnen begegnet und sich nicht auf das Gesicht wirft.

Weitere Sagen vgl. die Flurnamen „Laudons Loch“ und „Pandurenstrauch“.

Aus dem hier gebotenen Stoff geht eines klar und deutlich hervor: Die Gestalt des großen Preußenkönigs ist im schlesischen Volke tief und fest verankert. Es umgibt ihn mit dem Rankenwerk der Sage und Legende; die Anekdoten, die vom Alten Fritz erzählen, sind immer beliebt und werden immer und immer wieder erzählt. In Volksliedern und Redensarten lebt Friedrich und seine Zeit fort, Ortsnamen und Flurnamen bergen die Erinnerung an ihn. Daß in einzelnen Erzählungen die Gestalt Friedrichs nicht in historischer Treue erhalten geblieben ist, unterstreicht und bekräftigt nur, daß der König eben wirklich in das Denken und Fühlen des Volkes eingedrungen ist. Die Schlesier haben ganz von ihm Besitz genommen, sie sehen in ihm nicht nur den König, den sorgenden Landesvater, nein, er ist so ihr Eigentum geworden, ist ihnen so vertraut, daß sie ohne Scheu mit ihm wie mit einem ihresgleichen verkehren. Es ist nicht so wichtig, daß die Person Friedrichs II. verändert, ja sogar verzerrt worden ist, wie manche tadeln, sondern viel wichtiger ist es, die Triebkraft zu erkennen, die diese Veränderungen schuf: es ist die große Liebe des schlesischen Volkes zu seinem König, die ganz von ihm Besitz genommen hat und sich nicht um die geschichtliche Wahrheit kümmert.



Schlesische Legenden um Friedrich den Großen

Von Dr. Ernst Boehlich

Geschichtssage und Legende weisen die größte Ähnlichkeit auf. Beide treten mit dem Anspruche hervor, Wahrheit zu berichten, beide werden mit größerer oder geringerer Bereitwilligkeit in gewissem Umfange und Umkreise geglaubt. Aber dennoch offenbaren sich bei näherem Zuschauen Abweichungen in der Haltung der Erzählungsformen, in der Absicht und damit auch in der Wirkung, die auf verschiedene Kreise und Denkformen gerichtet ist. Die geschichtliche Sage offenbart — zwar keineswegs immer, aber doch sehr häufig — einen deutlichen Gang zum Wunderbaren; sie schreckt vor dem psychologisch und soziologisch Unmöglichen nicht zurück, sie bedient sich typischer Vorstellungsreihen, Formeln und Wendungen, die zum Allgemeingut primitiver Erzählung gehören und gleichmäßig in den mannigfaltigsten Verbindungen und Beziehungen auftreten. Sie trägt Züge vor, die in rein sagen- oder märchenhaftem Zusammenhange ohne weiteres selbst als sagen- oder märchenhaft erkannt werden. Die Geschichtssage arbeitet logisch stumpf und oft plump.

Als Sage, die der erste Erzähler und sein gleichgearteter Hörer zwar mit dem Anspruche auf die Glaubwürdigkeit des Tatsächlichen vor- und weitertrugen, die vor der stützenden Aufmerksamkeit sich aber sofort ihrer wahren Art nach enthüllt, erscheint es, wenn die Überlieferung berichtet, daß Friedrichs des Großen schwarze Husaren als Wilde Jagd über die Berge zögen. Lesen wir die Geschichte von dem Könige und dem Hopsfüsilier, in der Friedrich, landstreicherisch mit diesem Bruder Taugenichts umherziehend, jeweils der Geprellte ist und allemal gehörige Prügel bezieht, so läßt sich auf den ersten Blick sehen, wie völlig unmöglich die Sache ist, und wir weisen den typischen Schwank lächelnd zu seinesgleichen. Wenig anders liegt es, wenn wir hören, daß der junge Fritz die schöne Prinzessin Maria Theresia in der Kaiserstadt Wien habe heiraten wollen, aber — ein kleiner Dutzendprinz „in so'n power Land as Preußen“ — von ihr verschmäht worden sei, sie aber dennoch mit allerhand Wunderdingen und Listen verlockt und gewonnen und schließlich ihren Hochmut gedämpft habe: wir erkennen eine Abart des Märchens vom „König Drosselbart“.

Solche Züge finden sich bei der Geschichtslegende nicht; sie stellt sich klüger und feiner vor. Nicht das Wunderbare sucht sie, noch verfällt sie der Blendung dessen, was jenseits der Grenzen des Natürlichen oder Möglichen liegt; sie begnügt sich mit dem Besonderen und steigt gelegentlich zum Außerordentlichen an. Es liegt ihr fern, gegen psychologische Gegebenheiten zu verstößen, sie geht im Gegenteil darauf aus, den Geist ihres Helden in bezeichnendem Lichte erscheinen zu lassen, sie hütet sich, gegen bekannte Tatsächlichkeiten zu verstößen, sie knüpft vielmehr möglichst eng an die wohl beglaubigte Wirklichkeit an. Die Geschichtslegende steigert, verfeinert, pointiert. Eben dadurch, daß sie sich anscheinend so trefflich in den anerkannten

Verlauf einfügt, daß sie dem Bilde so wohl entspricht, das man sich von dem Menschen ihrer Wahl macht, eben dadurch vermag sie sich selbst in den engen Kreis der Eingeweihten einzuschmeicheln. Nicht der gesunde Menschenverstand vermag sie zu entschleiern, sie entlarvt nur der mißtrauische Spürsinn des Forschers.

Kurz nach dem Tode des Königs erschienen in Berlin zwölf Hefte „Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II.“; darin wird unter anderem erzählt, nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg sei der dort gefangene österreichische General Kömer dem Sieger vorgestellt worden. Friedrich habe gesagt: „Nun ich Ihre Armee diesmal geschlagen habe, werde ich sie immer schlagen“, und jener: „Sire, Hannibal schlug die Römer viermal, allein das fünfte Mal ward er geschlagen, und nun war der ganze Krieg auf einmal aus.“ Da habe der König erwidert: „Ja, aber Hannibal befehligte keine Preußen und hatte lauter — Römer gegen sich.“ In der Tat geistreich, durchaus dem eleganten Witze entsprechend, über den der König verfügte, und zugleich eben so fein als eine Anerkennung für einen tapferen und ausgezeichneten Gegner. Klingt es ein wenig ruhmredig? Nun, man kennt den Zusammenhang nicht, in dem die Worte gefallen sind, und der mag den in der Tat etwas auffallenden Ton erklären. In der Sache an sich liegt nichts, was einen ernsthaften Zweifel herausfordern würde, und dennoch hat sie sich niemals zugetragen; Friedrich Nicolai, der berühmte Aufklärer, hat auch hier entsprechend aufgeklärt¹⁾; und es war nicht einmal schwierig. In der Schlacht bei Hohenfriedeberg ist überhaupt kein General Kömer gefangen genommen worden, und also kann der König auch keine derartige Unterhaltung mit ihm geführt haben. Wenn es aber hier dem Sachkundigen ohne alle Mühe gelingen konnte, die Überlieferung als Fabel aufzudecken, so gibt es andere Fälle, in denen Jahrhunderte vergehen, bevor der wirkliche Tatbestand erkannt wird. Inzwischen aber ist die Erfindung längst als wahr angenommen worden, hat sich Heimatrecht in den Lehrbüchern der Historie gewonnen und ist, eben ihrer sonderlich einprägsamen und gewinnenden Fassung wegen, in weit höherem Maße Allgemeingut geworden als hundert wichtigere Tatbestände. Denn mögen zwischen geschichtlicher Sage und Geschichtslegende die Grenzen noch so flüchtig sein — und wo fehlte das weite Reich der Zwischenstufen je? — das jedenfalls ist bezeichnend für die Legende, daß sie auch der kritischen Wissenschaft für längere oder kürzere Zeit als wirkliches Geschehen gilt. Um so wichtiger muß es erscheinen, das Bild der Erkenntnis von diesen Irrtümern zu reinigen, und um so anziehender, ihren Werdegang aufzudecken.

Eine Sage darf als gedeutet gelten, wenn man sie ihrer inneren Gestalt nach in einen weiteren Zusammenhang eingeordnet und — nach Möglichkeit — den äußeren Anlaß festgestellt hat, der sie gerade hier oder da sich anheften ließ. Für die Legende gilt das gleiche. Wenn sich aber hinsichtlich der Klärung der äußeren Zusammenhänge keine grundsätzlichen Unterschiede ergeben, so

¹⁾ Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, herausgegeben von Friedrich Nicolai, Berlin und Stettin 1788. Viertes Heft S. 90 f.

doch hinsichtlich des geistigen Hintergrundes, auf dem die Legende erwuchs. Ihr Ursprung liegt durchaus im Bewußten, ihre Herkunft, ihr innerer Anlaß errät sich in der Pointe.

In der oben angeführten Geschichte ersieht man, sobald sie erst einmal als irrig erkannt ist, den Reim in dem Witzspiel, das mit dem Namen „Römer“ getrieben ist. Hier hat die weitere Untersuchung anzusetzen. Das das Ganze völlig frei erfunden wäre, widerspräche aller Psychologie. Jeder Witz geht von dem zufällig und aktuell Gegebenen aus. Der geistige Vorgang ist also keinesfalls der gewesen, daß zu den alten Römern ein moderner als Segner Friedrichs erfunden wurde; umgekehrt muß die Denkrichtung gewesen sein. Demzufolge war es geboten, sich zunächst nach diesem österreichischen General umzutun. Wenn er bei Hohenfriedeberg weder gefangengenommen wurde noch hervorgetreten ist noch überhaupt mitgekämpft hat, wo und wann hat er dann seine Rolle gespielt? Stand er in Beziehung zu dem Könige, und warum wurde die Geschichte auf Hohenfriedeberg übertragen?

Einen österreichischen General Römer hat es nun in der Tat gegeben. Er hat in der ersten Schlacht, die Friedrich schlug, bei Mollwitz, die österreichische Reiterei kommandiert und mit anerkanntem Schneid zum Erfolge geführt. Wenn das Treffen von den Kaiserlichen trotzdem verloren wurde, so lag es an der Unfähigkeit Reipergs, der seine siegreiche Kavallerie ohne Unterstützung ließ. Hier also trat der General Römer bedeutsam hervor, und hier wäre die Möglichkeit gegeben gewesen, daß eine Unterredung, wie sie die Überlieferung aufgriff, stattfand, wenn — der tapfere Mann in preußische Gefangenschaft gekommen wäre. Das aber geschah wiederum nicht; vielmehr ist Römer auf dem Felde gefallen und hat sehr bald aller Gerechtigkeit zum Hohne die Verantwortlichkeit zugeschoben bekommen, „wie es denn allgemein zu geschehen pflegt, daß man die Schuld einer verlorenen Schlacht den Toten, die sich nicht mehr zu verantworten vermögen, aufbürdet, um die Ehre und den Ruhm der Lebenden zu retten“, sagt Cogniazo in diesem Zusammenhange²⁾. Hier mußte Reiperg, der Liebling Franz' I., geschont werden und Römer also der Sündenbock heißen. Wenn ihm der Preußenkönig in der erdachten Unterhaltung sein Kompliment macht, so sieht das wie eine Ehrenrettung gegenüber der Gewissenlosigkeit des Wiener Hofes aus. Aber wie war es möglich, ein solches Gespräch als tatsächlich auszugeben, wo die Hauptperson doch tot war? Eben dies scheint der springende Punkt zu sein; der geistreiche Dialog ist ursprünglich gewiß gar nicht als wirklich ausgegeben worden. Man muß sich erinnern, daß es damals große Mode war, erdachte Unterredungen zwischen berühmten Persönlichkeiten aufzutischen, und gerade die Verstorbenen wurden eifrig und vielfältig bemüht. Es gab „Gespräche im Reiche derer Toten“, es gab „Gespräche im Reiche derer Lebendigen“ und eine große Zahl ähnlicher Sammlungen, in denen nicht selten preußische und gegnerische Generale einander gegenübergestellt wurden. Dies ist offenbar die Basis, auf der das Gespräch zwischen Friedrich und Römer ursprünglich entstanden ist. Natürlich konnte es nur im Anschluß an Mollwitz vorgebracht

²⁾ (W. v. Cogniazo), Geständnisse eines österreichischen Veterans, Breslau 1788—1791. Vgl. Cl. 2 S. 43.

werden. Hier allein waren die beiden Partner in Beziehung zu setzen, hier allein hatte es Sinn, wenn Friedrich davon sprach, daß er nun auch künftig zu siegen vertraue, nach diesem Siege, der nach so schwerer Krisis, wo der König schon alles verloren geglaubt hatte, gewonnen war. Es ist bekannt, wie leidenschaftlich und spitzfindig gerade die Schlacht von Mollwitz von den Zeitgenossen erörtert worden ist. Wie nahe war Österreich dem Siege, und was wäre aus Friedrich geworden, wenn er im Anfange seiner Laufbahn mit einer Niederlage heimgeschickt worden wäre? Hat es doch selbst der alte mürrische Neipperg sich nicht nehmen lassen, über diesen Punkt seine Meinung zu äußern: „Hätte ich die Bataille bei Mollwitz und Schlessien nicht verloren, so würde der König nach Berlin in seinen Musentempel zurückgekehrt sein und sich bei Apollo Trostes erholet haben, daß ihm Mars weniger günstig war“⁴³⁾. Man vergegenwärtige sich dies Bild: der verhinderte Schlachtenlenker! Welch Gegenstand für die spielerische Debattiersucht der kuriösen Zeit! Bei Hohenfriedeberg lag die Sache anders. Da war Friedrich bereits Meister der Kriegskunst und gewöhnt, den Gegner zu schlagen. Wenn aber gleichwohl das Gespräch im Laufe der Zeit von Mollwitz fort- und hierher gerückt worden ist, so läßt sich auch das verstehen. Dort war Feldmarschall Schwerin der wahre Held, hat der König für die Entscheidung im Grunde nichts getan, hier aber, bei Hohenfriedeberg, bewährte sich sein Genie aufs Schönste. Der Preuße, der Verehrer Friedrichs, mußte vor dem Siebenjährigen Kriege lieber an den glänzenden Sieger von Hohenfriedeberg als an den Anfänger von Mollwitz denken, wenn er sich im Ruhme seines Königs sonnen wollte. . . . So wurde Römer, der als geschichtliche Person doch nur eine untergeordnete Rolle spielte und von dem die wenigsten etwas Genaueres wußten, in den zweiten Krieg hinübergewandert, obwohl er schon vier Jahre tot war, und gleichzeitig gewann kraft jener Entstellung und Wendung ins einfachere Begreifliche, die im Weitererzählen stets eintritt, die Fiktion Wirklichkeitsanspruch; was sich ursprünglich als bloßes Spiel der Phantasie nicht verleugnet hatte, wurde als bare Münze genommen, das erdachte Gespräch als tatsächlich stattgehabt verstanden. Dann mußte Römer gefangen werden, er konnte nicht mehr gefallen sein. So war die Entwicklung vollendet; aus der Dichtung war Legende geworden.

An die Schlacht bei Mollwitz knüpfen sich bekanntlich zahlreiche sagenhafte Ausschmückungen, deren wichtigste und bekannteste erzählen, wie der König, nachdem er das Schlachtfeld, auf dem es recht bedenklich für ihn stand, verlassen, unter abenteuerlichen und ein wenig despektierlichen Umständen vor schmählicher Gefangennahme oder gar dem Tode durch diesen oder jenen bewahrt worden sei. Als Lebensretter werden namentlich der Bauer Margner in Zindel, einem Dorf halbwegs zwischen Grottkau und Brieg, und die Frau Rosalie Schreier in Oppeln genannt; der erste Vorgang wird in die Tage vor dem Treffen bei Mollwitz, der zweite an den Schlachttag selbst verlegt. Über beide Überlieferungen ist ein so reiches Schrifttum vorhanden⁴⁴⁾, daß

⁴³⁾ Cogniaz ebend. S. 52 f.

⁴⁴⁾ Am übersichtlichsten: Paul Fräger, Sagen und Erzählungen vom Alten Fritz und vom Lieben Dorel. Brieg 1924. Hier ist auch die wichtigste Literatur zusammengestellt. Vgl. ferner meine Bibliographie der Schlesiischen Volkskunde S. 531 f.

es genügen kann, das Wesentliche der Legendenentwicklung aufzuzeigen. Nur nebenbei sei erwähnt, daß sie in beiden Fällen eine üppige Fülle von Überlieferungen gezeitigt, die zum Teil den deutlichsten Sagen- und schwankhaften Charakter angenommen haben und damit weit über die Grenze des Glaubhaften hinausgeglitten sind, wovon sich die ursprüngliche Legende noch ziemlich bewahrt hat.

In der Angelegenheit des Bauern Margner sind wiederholt die Behörden, ja der Hof selbst, befaßt worden. Unter anderem wandte sich die Tochter im Jahre 1798 an den König Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte, ihr der Verdienste ihres Vaters wegen eine Unterstützung zu gewähren. Sie stellte ausführlich dar, was sich Anno 1741 zugetragen haben sollte. Vor der Schlacht war Georg Margner von den Österreichern als vermeintlicher Spion festgehalten worden. Nach Zindel zurückgekehrt, traf er im Dorfe den König, der sich mit zwei Offizieren auf einem Rekognoszierungsritte befand. Er erkannte, daß Friedrich unfehlbar in die Hände des Feindes fallen müsse, und ging kurz entschlossen an seine Rettung. Er versteckte die Pferde und einen der Offiziere im Keller, dessen Eingang er mit hochaufgeschichtetem Holze verbarg. Den König und zweiten Begleiter steckte er in die Betten einer Kammer, in der er durch Anzünden übler Stoffe einen widerlichen Geruch erzeugte. Den Österreichern, die bald das Haus zu durchsuchen begannen, gab er vor, daß da seine Eltern an einer ansteckenden Krankheit lägen. So wurde der König gerettet, dann aber in der Amtstracht des Pfarrers, der Offizier als Küster verkleidet, aus dem Dorfe gebracht.

Das völlig Unwahrscheinliche dieser Geschichte hat Grünhagen⁹⁾ überzeugend dargetan und auch den Weg gewiesen, auf dem die Legende entstanden. Die Tochter Margners konnte sich darauf berufen, daß Friedrich der Große 1780 selbst die rühmliche Handlung ihres Vaters anerkannt und belohnt habe, und der Provinzialminister Hoym berichtete auf Anfrage aus Berlin, er habe seinerzeit von dem Schwiegersohn des Bauern erfahren, daß dieser dem Könige wertvolle Mitteilungen über den Stand des österreichischen Heeres und die Angriffsmöglichkeiten gemacht habe. Somit konnte es als sicher gelten, daß ein wahrer Kern zugrunde liege, wenn auch die Hoym'sche Version so wenig wie die andere Darstellung als richtig angenommen werden konnte. Die Lösung liegt in einem noch älteren Berichte, der in den schon erwähnten „Anekdoten und Charakterzügen“, und zwar in der 7. Sammlung (1787), erschien. Ihr zufolge hat Margner den König, der rekognoszierend gegen Zindel vorritt, unter eigener Lebensgefahr darauf aufmerksam gemacht, daß vor dem Dorfe in einem Graben ein Trupp Österreicher lauere. Obwohl diese Überlieferung nirgends anders bestätigt wird, so widerspricht ihr doch auch nichts; sie darf, insofern sie durchaus im Rahmen der Möglichkeiten liegt, als den Tatsachen entsprechend hingenommen werden. Von ihr aus erklärt sich sowohl die sagenhafte Ausschmückung, die der Vorgang im Munde der Tochter angenommen hat, wie der Bericht Hoym's. Dort bildete die Lebensrettung den Ausgang sagenhafter Wucherungen, hier wurde die Meldung über eine feindliche Abtheilung aufgebläht.

⁹⁾ C. Grünhagen, Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Breslau 1864.

Wiederum anders liegen die Dinge hinsichtlich der Oppelner Vorgänge. Der verbreitetsten Fassung nach soll Friedrich, nachdem er im kritischen Augenblick der Schlacht das Feld auf den Rat Schwerins verlassen hatte und nach Oppeln geritten war, dort mit Schüssen empfangen worden sein und sich, da ihm auch der Rückweg durch feindliche Husaren abgeschnitten war, allein in ein Haus der Odervorstadt geflüchtet haben, wo ihn Rosalie Schreier unter einer Maischbütte versteckt und so den Verfolgern entzogen habe. Später habe sie ihn als Fischerknecht verkleidet und nach Nikoline gerudert, von wo er dann glücklich nach Löwen gekommen sei.

Auch hier ist die Legendenbildung im großen ganzen geklärt. Tatsache ist, daß Friedrich auf seinem berühmten Schimmel von Mollwitz nach Oppeln geritten, am Tore, als er mitternachts ankam, beschossen wurde und nach Löwen zurückkehrte. Das Versteck in der Maischbütte ist eine freie Erfindung von preußenfeindlicher Seite, die ihr Gegenstück in zahlreichen Schwänken und Märchen hat. Die Lokalisierung im Schreiersehen Hause ist anscheinend auf einen Scherz zurückzuführen, insofern der Mann jener Rosalie einmal durch den Nachbarn einem fremden Handwerksburschen, der in seiner Einfalt die Sache glaubte und weitererzählte, als der König bezeichnet worden ist.

Besonderer Beliebtheit erfreut sich bis in unsere Zeit die Legende von Leuthen, die schon im 18. Jahrhundert bildlich dargestellt wurde und sich seit Jahrzehnten immer wieder an Menzels berühmter Zeichnung emporrankt. Obwohl ihre Ungeschichtlichkeit oft und gründlich nachgewiesen worden ist⁶⁾, scheint sie doch unausrottbar zu sein und schleicht sich stets von neuem selbst in wissenschaftlich sein wollende Schriften ein. Hinzu kommt, daß ihre Entstehung bisher nicht hinlänglich geklärt werden konnte.

Zum eisernen Bestande der Legende gehört die Szene, wie der König, der nach der siegreichen Schlacht noch bis Lissa vorgegangen ist, sich in geringer Begleitung auf das Schloß begibt, das er überraschenderweise von einer Menge österreichischer Offiziere besetzt findet, und nur durch seine unerschütterliche Kaltblütigkeit der äußersten Gefahr entgeht. Dieses Kernstück wird in der verschiedensten Weise geweitet. In der einen Wendung wird dem Besitzer von Lissa, Baron Mudrach, der in seiner Verwirrung eine Frage des Königs falsch beantwortet habe, die Schuld für die bedrohliche Lage zugeschrieben, in einer anderen gar erzählt, wie Friedrich, während die Österreicher im Nebenzimmer beraten, was sie mit ihm anfangen sollen, heimlich das Schloß verläßt, mit einem Regiment Husaren zurückkehrt und nun seinerseits die Feinde als gefangen erklärt. Hierin liegt, so sehr die Varianten von einander abweichen mögen und bei so verschiedenen Einzelheiten sie ausmalend verweilen, die Pointe der Geschichte, wie er, der selbst rettungslos in die Hand der Gegner gefallen zu sein scheint, jenen das Los bereitet, das ihm zugeдacht war.

⁶⁾ Vgl. besonders: Der Siebenjährige Krieg, hrsg. vom Großen Generalstabe. 6. Band: Leuthen, Berlin 1904, S. 148 f. — Hier wird u. a. auf Grünhagen (s. o.), Rußen und Roser verwiesen. — J. Rußen, Der Tag von Leuthen, 3. Aufl. Breslau 1860. — R. Roser, Vor und nach der Schlacht bei Leuthen in Forsch. 3. Brand. Prß. Gesch. I (1888) S. 605 ff.

In Wahrheit konnte im Schloß nicht einen Augenblick von einer Gefahr für den König die Rede sein. Er kam nicht allein nach Vissa, sondern von den Seidlitzkürassieren und drei Bataillonen mit Geschützen begleitet. Schon am westlichen Eingange ins Dorf war es zu einer Schießerei gekommen, im Orte selbst, der noch voll von Nachzüglern steckte, hatte man zahlreiche Gefangene gemacht, am östlichen Ausgange an den Brücken über die Weistritz waren die Geschütze wiederum in Tätigkeit getreten; der ganze Flecken war fest in der Hand der preussischen Truppen, bevor der König das Schloß betrat. So ist denn auch in keiner Äußerung aus diesen Tagen, noch sonst bei einem Zeugen der Vorgänge auch nur der leiseste Hinweis auf eine Gefahr zu finden, die Friedrich gedroht hätte; nichts davon in dem Briefe, den er eigenhändig noch am Abend an den Prinzen Heinrich schreibt: „J'ai attaqué à une heure avec ma droite, et il est sept heures que j'arrive ici. Demain je les poursuis à Breslau . . .“ Nichts steht, was vielleicht noch schwerer wiegt, in den wenig späteren ausführlichen Schreiben. Das alles ist nachgewiesen, alle bekannten Quellen sind geprüft, und es darf noch darauf hingewiesen werden, daß auch die — handschriftlich erhaltenen — Tagebücher und Chroniken, die in Breslau in jener Zeit geführt wurden oder kurz nachher entstanden sind, trotz aller Vielrederei nicht das mindeste über die Angelegenheit enthalten.

Wie also und wann konnte die fabelhafte Geschichte zustande kommen?

Was im Schlosse zu Vissa an jenem Abend geschehen ist, weiß man aus bester Quelle. Baron Mudrach selbst hat am 8. Dezember einen heute im Geheimen Staatsarchiv in Berlin liegenden Brief⁷⁾ an seinen Neffen geschrieben und sich darin über die Vorgänge ausgelassen: „Die Nacht kam, die Geschlagenen wurden mit Kanonenschüssen bis an meine Häuser am Deiche verfolgt, was die österreichischen Offiziere, die sich bei mir einen Imbiß geben ließen, veranlaßte, ihre Schritte zu beschleunigen. Da war es mir, als ob ich mich plötzlich am Ende meines Traumes befände. Ich stand auf meinem Balkon und sah einige Herren über meine Brücke kommen, die sich geradewegs anschickten, in mein Haus zu treten. Mein Amtmann war bei mir, und ich beauftragte ihn nachzusehen, was da los sei. Er kam augenblicks zurück, um mir zu sagen, daß da der König sei, der nach mir frage. Ich war die Treppe noch nicht halb hinunter, als der König rief: ‚Guten Abend, mein lieber Baron Mudrach!‘ Beurteilen Sie, welche Freude mich durchfuhr, unseren großen König wiederzusehen! Er war sehr liebenswürdig zu mir und bat mich um Abendessen. Das wurde so gut besorgt, wie die Umstände es erlaubten. Ich übergehe alle Einzelheiten, um Ihnen nur zu sagen, daß der König sich auf seinem über Stroh ausgebreiteten Mantel schlafen legte . . .“

Der Brief ist, worauf Roser hinweist, so unmittelbar und geradezu wie nur möglich; daß hier irgend etwas verschwiegen oder entstellt sei, kann nicht einmal vermutet werden. Und da haben wir also die unverfälschte Situation: Bei den ersten Kanonenschüssen verlassen die österreichischen Offiziere, die im Schlosse noch schnell einen Imbiß nehmen, dieses in Eile. Der König kommt,

7) Der französische Wortlaut bei Roser a. a. O.

als alles vorbei und ruhig ist. So wie kein Gedanke an irgendeine Gefahr vorliegt, so auch nicht der geringste Anlaß zu Vorwürfen an den Schloßherren.

Aber . . . aber? Es hätte alles anders sein können! Was wäre geworden, wenn der König am Dorfeingange nicht aufgehalten worden wäre, wenn seine Truppen nicht hätten schießen müssen, wodurch die Offiziere gewarnt wurden, wenn Friedrich voran vor seinen Leuten in den noch mit Nachzügeln überfüllten Ort gekommen wäre? Und wenn gar seine Bataillone erst später angerückt wären? Ja, dann — dann hätte wirklich eine Lage entstehen können, wie die Legende sie ausmalte.

Es ist ganz deutlich, daß die Legendenbildung von dieser im Gedankenspiel aufgerollten Frage ausgegangen ist. Sie tritt bereits bei dem ersten auf, der sich mit den Ereignissen nach der Schlacht eigens beschäftigt, bei Friedrich Nicolai im 3. Heft seiner Anekdoten von Friedrich II. (1788). Da heißt es: „Es ist leicht einzusehen, wenn die 50 oder 60 österreichischen Soldaten nicht auf dem Damme waren, oder wenn sie, als sie das Licht der Laterne sahen und das laute Reden hörten, anstatt zu schießen, sich ganz stille gehalten und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schlosse Nachricht gegeben hätten; so wäre der König, da er ohne Bedeckung der zwey Grenadierbataillone nach Pissa gekommen wäre, in Gefahr geraten, nach der glorreichsten Schlacht, die je ein Feldherr gewonnen hat, noch erschossen oder gefangen genommen zu werden.“ Nicolai spricht auch tatsächlich davon, daß das Schloß noch voller österreichischer Offiziere und Generale gesteckt habe. Um das zu erklären, läßt er den König noch während des Gefechtes im Orte zu Mudrach kommen und findet so Gelegenheit, der Szene bereits alle Lichter aufzusetzen: Am Portal stürzen ihm die Weißröcke entgegen, die Generale, aufs höchste überrascht, nehmen den Diener die Jackeln aus der Hand und leuchten dem König nach oben, der in unerschütterlicher Ruhe die Reihen durchschreitet: „Bon soir, messieurs! Gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten? Kann man hier auch noch unterkommen?“ „Es wäre“, fügt Nicolai hinzu, „beinahe schwer zu sagen gewesen, welcher Teil des andern Gefangene hätte sein sollen, denn der Österreicher waren mehrere.“

Es ist nicht bekannt, wem Nicolai seine Schilderung verdankt, erfunden hat er sie nicht. Er hat sich auf einen Berichterstatter verlassen, der ihm nicht eben genau dienen konnte; denn die Erzählung weist zahlreiche Unstimmigkeiten auf. Dennoch ist von einer tatsächlichen Gefahr für den König, wie gesagt, auch hier noch keine Rede; aber es ist begreiflich, daß aus der Möglichkeit die Wirklichkeit werden mußte, sobald die Dinge in den Fluß der mündlichen Tradition eintauchten. Die Abwandlung, die sich auf diesem Wege vollzog, mußte notwendig neben die Gefahr auch die kühne Lösung setzen, die Erzählung konnte nicht dabei stehen bleiben zu sagen, daß Friedrich um ein Haar gefangen worden wäre, sie mußte vielmehr das Gegenteil aufs stärkste betonen; dann erst war der Witz fertig, wenn der König, statt sich fangen zu lassen, die Feinde fing. Die überraschende Festnahme der feindlichen Mehrheit mußte in die Geschichte eingebaut werden, und so geschah es. Nun aber boten die Tatsachen im Schlosse zu Pissa nicht den geringsten Anhalt für

diese Zuspitzung. Baron Mudrach schreibt ausdrücklich, daß die Österreicher das Schloß verlassen hätten, sobald sie das Schießen hörten. Es war also niemand da, der gefangenommen werden konnte. Das Generalstabswerk⁸⁾ nimmt an, daß wenigstens eine Anzahl Verwundeter im Schlosse gewesen sei; aber wenn auch, wie Mudrach im Fortgange des erwähnten Briefes selbst sagt, nach der Schlacht sein Haus mit solchen belegt war, so fehlt doch jedes Zeugnis dafür, daß dies am Schlachttage selbst so gewesen sei. Vielmehr spricht vieles dagegen. Die Verwundeten wurden, soweit möglich, nach Breslau geschafft, das bei der Übergabe an den König viele Tausende von bleßierten Österreichern beherbergte; die große Mehrzahl konnte vom Schlachtfeld überhaupt nicht mehr fortgeschafft werden. Es begreift sich daher, wenn Horn-Bremen an die Übertragung einer entsprechenden Szene, die im November bei Koszbach gespielt hatte, auf Leuthen-Vissa denken⁹⁾. Dort war der König abends auf das Schloß zu Burgwerben gekommen und hatte es voller verwundeter französischer Offiziere gefunden; er nahm daher in einer Bedientenstube des Nebenhauses vorlieb¹⁰⁾. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Erinnerung an diesen Vorgang irgendwie in die Tradition eingegangen ist; aber das Bild der pointierten Gefangennahme fehlt doch bei Koszbach auch. Vielleicht aber darf man an einen Vorgang erinnern, der sich tatsächlich im Dezember 1757 unmittelbar nach der Leuthener Schlacht zugetragen hat, und zwar bei der Zieten'schen Heeresgruppe, welche die Österreicher gegen das Gebirge verfolgte. Barsewitsch¹¹⁾ berichtet: „Bey diesem detachirten Corps begab sich eine außerordentliche heroische That eines Preußischen Husaren Cornet vom Zieten'schen Regiment, Rahmens von Quernheim. Dieser Cornet war mit 30 Pferden zur avante Garde und zur Patrouille ausgesandt, dem Commandirenden General von der feindlichen Retraite Nachricht zu bringen. So wie er ohngefähr 1 und ½ Meile vom Champ de Bataille in einem Dorfe ankommt, so erfährt er, daß das sich dort befindende Schloß mit vielen feindlichen Truppen besetzt ist. Er macht daher sogleich seine Dispositionen und verteilt seine Mannschaft in der Art, daß er mit 10 Pferden dem Ort durchrennen und allarmiren läßt und ferner gegen der Brücke, so zum Schloß führt, läßt er eine fausse attaque von einem Unteroffizier und einigen Mann machen, als dann schickt er einen Trompeter zu dem dortten Commandirenden Officier mit dem Bedrohen, man sollte sich sogleich zu Krieger's Gefangenen ergeben oder gewärtig sein, daß sogleich von dem General Lieutenant von Zieten, von welchem er abgesandt sey, daß Schloß erstürmt und die ganze Besatzung in die Pfanne gehauen würde. Der Officier in dem Schloß hatte zwar seine Zug Brücke sorgfältig aufgezo-gen und dem Eingang mit vier Canonen besetzt, da er aber von der Niederlage der ganzen Kayserlichen Armee mit Gewißheit überzeuget, so läßt er sich mit dem von Quernheim in einer Capitulation ein und übergiebt sich und alle seine Untergebenen nebst die 4 Stück Geschütz zu Krieger's Gefangenen. So wie die Capitulation fertig, läßt der von Quernheim die Gewehre an der Brücke ablegen,

⁸⁾ a. a. O. S. 149.

⁹⁾ V. Hoen u. v. Bremen, Der Siebenjährige Krieg, Berlin 1912, S. 237.

¹⁰⁾ Vgl. Generalstabswerk Bd. 5 S. 221 Anm.

¹¹⁾ Ernst Friedrich Rudolf von Barsewitsch, Meine Kriegserlebnisse S. 42 f.

und da die Besatzung ausmarschirt, besteht selbige in 1800 Mann. Sr. Majestät zum höchsten über die vortreffliche Disposition und Bravour dieses Cornets erfreuet, ertheilen ihm sogleich den Orden Pour le mérite und 100 Ducaten und avanciren ihm zum Rittmeister.“

Es bestehen billige Zweifel, ob sich die Dinge genau so zugetragen haben. Barszewitsch vermag nicht anzugeben, wo diese auffallende Sache vor sich gegangen sei; es kann sich bei den Gefangenen gut um eine jener Gruppen handeln, die nach der Katastrophe von Leuthen aus Böswilligkeit oder Mißverständnis zwischen Weistritz und Lohe stehengeblieben waren und am Morgen des 6. von der preußischen Vorhut aufgehoben wurden; aber es kommt auf die Einzelheiten nicht an. Es genügt zu sehen, daß hier eine „heroische Tat“ vorliegt, die genau das umspannt, was die Legende von Lissa brauchte: die überraschende Gefangennahme einer feindlichen Übermacht. Der Vorfall ist gerade in der Umgebung des Königs viel besprochen worden; wurde er in Verbindung mit den Lissaer Vorgängen auf den König übertragen, so ergab sich das, was die ausgebildete Legende enthält.

Daß aber Leuthen=Lissa eine außerordentliche Anregung für die Sagen und Legenden bildende Phantasie bedeutete und schon sehr früh anregend gewirkt hat, läßt sich bei dem außerordentlichen Eindrucke, den der Sieg gemacht hat, nicht nur verstehen, sondern auch erweisen. Schon unmittelbar nach der Schlacht müssen sich verschiedene Überlieferungen gebildet haben und lange unausgeglichen nebeneinander hergegangen sein. Der Feldmarschall von Kalckreuth kannte ein Bild, auf dem das Zusammentreffen des Königs mit den österreichischen Offizieren in einer Kirche dargestellt war; er habe nie von solcher Sache gehört, sagt er¹²⁾. In der Lissaer Kirche aber haben sich am Abende des 5. Dezember die Offiziere des preußischen Garderegiments einquartiert und mögen dort sehr wohl noch Österreicher angetroffen haben, deren im Orte selbst ja in der Tat Hunderte aufgebracht wurden. Auch aus diesem Vorgange konnte die Legende Nahrung ziehen. Endlich verdient jene Version Aufmerksamkeit, die von den harten Worten des Königs an Mudrach, er sei wert, daß man ihm den Kopf vor die Füße lege, und davon berichtet, daß der Baron sich darüber zu Tode gegrämt habe. Natürlich muß auch für diese Wendung ein greifbarer Anlaß vorhanden gewesen sein, und er war vorhanden. Rußen behauptet zwar¹³⁾, gegen diese Sage spreche der Umstand, daß Mudrach noch lange Jahre nachher gelebt habe, und Roser ist ihm dabei gefolgt¹⁴⁾, aber beide irren. Auffallenderweise ist nämlich der Baron in der Tat ganz kurz nach der Schlacht gestorben. Die Begräbnisbücher von Maria Magdalena, wo Mudrach nach der Lage seiner Stadtwohnung hätte beerdigt werden müssen, bringen die ausführliche Eintragung:

30. XII. 1757. Der Hoch- und Wohlgeborne Herr, Herr Ernst Ferdinand Freiherr von Mudrach, Erbherr der Herrschaft Lissa, Stabelwitz und Muckerau, wie auch der Güter Rathen, Kl. Heide, Herrmannsdorf, Stachwitz,

¹²⁾ Generalstabswerk Bd. 6 S. 149.

¹³⁾ a. a. O. S. 210 ff. bes. 212.

¹⁴⁾ a. a. O. S. 615.

Wohnwitz, Preilsdorf, Nicolausdorf und Buchwald, Weistritz, Burkers- und Friedersdorf, Ohmsdorf und Schlegenthal; alt 57 Jahr 3 Mon. 3 Tage. Wurde bei dieser Kirche ausgelöst, 1 Tag zu gehörigen Stunden ausgeläutet und nach St. Elisabeth in ihre eigene Gruft standesmäßig beigesetzt. 5 Karossen fuhren hinter der Leiche nach und wurde mit 40 Windlichtern und 60 Jackeln beleuchtet, dito mit 8 Schul NR und 16 Por[stanten] und 4 Stützenträger. Geläute. Das samntne Leicht[uch] mit dem silber mohrnem. Vor 50 Tl. Schles.

Da also Mudrach wirklich nur drei Wochen nach der Schlacht gestorben ist, so ist es zweifellos, daß hier wiederum ein Reim der Sagenbildung gegeben war. Die beiden Vorgänge, der Tod und der Empfang in Pissa, die zeitlich so nahe gestanden, wurden auch in urfächlichen Zusammenhang gebracht; verbunden mit der vorgeblichen bedrohlichen Anwesenheit der österreichischen Offiziere war die Legende in dieser Form fertig, die zwar von Rußen als ganz unglaubwürdig und spät hingestellt wird, aber zweifellos älter als jene zweite ist, die von der bald wiederkehrenden Gnade des Königs spricht, eine Version, die ihrer Herkunft aus den Kreisen der alten Bediensteten des Schlosses völlig angemessen ist; sie ist von dem Kastellan Veitthe, der hochbetagt

in den vierziger Jahren starb, überliefert¹⁵⁾.

Noch immer hat das Wunder Wunder angezogen; der Sieg bei Leuthen, der dem Könige selbst wie eine wunderbare Fügung erschien, und, gewaltiger als irgendein anderer, den Ruhm der beteiligten Helden zur Unsterblichkeit tragen sollte, war wie ein starker Magnet; kaum genug des Außergewöhnlichen konnte um den schimmernden Kern anschließen. War es doch damals, daß das preußische Heer sich erzählte, wie um das Haupt seines Königs während der Schlacht ein Strahlenkranz geleuchtet habe, sichtbares Zeichen des Segens und Schutzes, den der Himmel über ihn gebreitet.

¹⁵⁾ Rußen a. a. O. S. 210.

Vivat Fridericus!

Von Erich Janke, Görlitz

Sieben Jahre lang hat mein König im Felde gelegen,
in Hitze und Kälte, in Schnee und Regen;
denn die Schlesing, die mußst er haben,
und weil die andern sie nicht freiwillig gaben,
da hat mit der Cheres' er nicht lang dischkuriert
und ist marschiert!

Poß Kraut und Blei, ich war auch dabei.

Dreimal in meinem ganzen Leben
hat mir mein König die Hand gegeben;
und sollt ich alt wie Methusalem werden,
ich vergess' es nie mehr hier auf Erden.

Bei Runersdorf war's das erstemal,
das war ein Tag voll Blut und Qual;
es war eine Bataille, die schlimmste von allen,
da sind die Preußen wie die Blätter gefallen.

Doch mitten in dem dichtesten Kugelregen,
da hielt der König in der Rechten den Degen,
die Lippen fest aufeinandergeschlossen,
zwei Pferde wurden ihm unterm Leibe erschossen.

Doch als die Uhren auf Mittag stehn,
sieht er die Infanterie zurückegehn.

Da sprengt er nach vorn im wildsten Karrier,
erfaßt eine Fahne, vom Blute schwer;
wie Adlerschrei seine Stimme gellt:

„Mir nach, wer zu seinem König hält!“

Und jubelnd eilt es von Mund zu Munde:

„Der Fritze bei uns in bitterster Stunde!“

„Vivat Fridericus“, jauchzt's durch die Reih'n,
und vorwärts geht's, in den Feind hinein.

Sieg, Sieg ist nur der einzige Gedanke,
da wirft der Feind zwölf Bataillons in die Flanke,
nun ist entschieden des Tages Geschick,
Brigade „Knobloch“ geht wieder zurück.

Der König sieht's. Rein Muskel zuckt in den steinernen Jügen.

Da plötzlich um den Waldrand Kosaken biegen,
 Rittmeister von Prittwitz mit den Zietenhusaren,
 wie der Teufel sind wir unter die Bande gefahren,
 und eh' der König seinen Augen konnt traum,
 da hatten wir ihn schon herausgehaun.
 Dann gab er uns jedem Schweigend die Hand,
 in seinen Augen ein Leuchten stand. —
 Bei Torgau war's, ein Tag voller Ehren,
 da brauchte Fridericus sich nicht zu beschweren,
 wir haben kein' Feind auf den Höhen gelitten,
 mit Zieten voran ihn niedergeritten.
 Doch als wir im besten Attackieren,
 Da mußst ich den rechten Arm verlieren,
 weil so ein dämlicher Pandurenbiße
 dahin grad traf mit der Säbelspitze.
 Poß Hagel, Kraut und Blei,
 da war's mit dem Fechten für immer vorbei.
 Doch als der König durchs Lager geschritten,
 da hat's ihn nicht lang bei den Gesunden gelitten;
 denn während die Sieger noch zechten und sangen,
 ist er allein zu den Blessierten gegangen.
 Und als er dann plötzlich so vor mir stand
 und Schweigend drückte die gesunde Hand,
 da fragte er leise: „Nicht wahr, Husar,
 Er ist doch der, der mit bei Runersdorf war?!“
 Da hat meine Wunde nicht mehr gebrannt,
 mein König hatte mich wiedererkannt.
 Als 63 der Krieg zu Ende, der „Frieden“ unterschrieben,
 bin ich für immer in der Schlesing geblieben.
 Wenn auch nicht mehr der jüngste an Jahren,
 wurde doch ein Bauer aus dem Husaren.
 Der König hatte mir ein Stück Land geschenkt,
 hab' nun den Pflug mit der Linken gelenkt,
 mit Sorgen und Mühen mein' Kohl gebaut
 und im übrigen auf Gott vertraut.
 Hab' mir ein Mäd'el zur Frau genommen,
 sind immer zusammen gut ausgekommen.
 Poß Hagel, Kraut und Blei, und Jungens wurden derer drei!
 Doch eines Tags, mir ist's, als wär's gestern gewesen,
 ich war so grad beim Apfelauflesen,

da kam mein Alt'ſter (wir ließen ihn auch auf Fritz taufen),
 ganz außer Atem auf die Wiese gelaufen,
 von weitem schon hat laut er geschrien:
 „Kumm heem und laß ock die Äppeln stiehn,
 kumm rasch, du wirſcht dich och sehr freun,
 was die andern grode im Durſe seun,
 besonders dich, als alen Husaren:
 der König kummt bale ins Durſ gefahren.“
 Da hab' ich meinen Jungen an der Hand genommen
 und haben gemacht, daß wir nach Hause gekommen,
 ganz tief hinein in den Schrank dann gegriffen
 und laut dazu „Alarm“ gepfiffen!
 Doch eh' meine Alte es noch recht beſehn,
 da sah sie vor sich einen Husaren stehn. —
 Als dann auf dem Dorfplatz versammelt die Menge,
 da standen wir mitten drin im Gedränge.
 „Vivat Fridericus!“, mit vollen Lungen
 haben sie's geschrien, die Alten und Jungen.
 Meinen Kleinsten hatt' ich auf den Arm mir genommen,
 und dann ist der König in der Kutsche gekommen. — — —
 Mir ist bald das Wort auf der Lippe verbrannt,
 war das mein König, wie ich ihn gekannt?
 Mir lief es über den Rücken heiß,
 den ich erblickte, das war ein Greis,
 das war ein müder, alter Mann.
 Doch während ich noch darüber sann,
 ob das auch wirklich mein König Fritz,
 da traf aus den Augen wie flammender Blitz
 auf mich sein Blick, scharf, leuchtend und klar,
 er winkte und rief nur das Wort: „Husar!“
 Doch schneller noch, als ich es sag,
 stand ich vor ihm am Rutschenschlag.
 Und, ach, zum allgemeinen Ergötzen
 vergaß ich, mein'n Jung'n auf die Erde zu setzen.
 Da huschte ein Lächeln über sein hagres Gesicht,
 wie wenn Sonne durch graue Wolken bricht.
 Sodann begann er ein kurzes Fragen,
 ob ich über irgend etwas zu klagen,
 wie mein Name, und wo ich geboren,
 bei welcher Bataille ich den Arm verloren.

Doch als ich den Namen Torgau genannt,
da hat's in den großen Augen gebrannt,
und wie das Feuer dann langsam verglommen,
hat er 'ne kräftige Priße genommen,
ein Weilschen vor sich hingeblickt
und leise mit dem Kopf genickt.
Tat langsam ihn zur Seite wenden,
und mit den gichtverkrümmten Händen
nahm er das Händchen von meinem Kleinen
so sanft und zart in die harten seinen,
hat tief ihm in die Augen geblickt
und schweigend dann die Patschhand gedrückt.
So hatte mir durch des Blutes Band
der König zum dritten gereicht die Hand.
Dann hat er noch diesen und jenen gefragt
und jedem ein freundliches Wort gesagt.
Ein Wink — — auf den Tritt sprang'n die Kammerhusaren,
und langsam ist der König von dannen gefahren.
Doch während die Dörfler noch winkten und riefen,
mir übers Gesicht zwei Tränen liefen,
mein Jüngster hat sie mir weggeküßt.
Ich weiter nichts mehr zu sagen wüßt
für meinen König als letzten Gruß:

„Vivat Fridericus!“

Erinnerungen an Friedrich den Großen in der Breslauer Stadtbibliothek

Von Dr. Alfred Rüssler

So oft auch der König zu Kriegs- und Friedenszeiten in der Hauptstadt seines neugewonnenen Herzogtums Schlesien gewohnt und so rege landesväterliche Fürsorge er allen ihren wirtschaftlichen und kulturellen Belangen stets gewidmet hat, so hat er doch, besonders mit zunehmenden Jahren, hier mehr als auf seinen Reisen durchs Land eine gewisse königliche Abgeschlossenheit gewahrt. Er ließ gern die örtlichen Berühmtheiten zu sich kommen, aber er betrat selten die Stätte ihres Wirkens. So hat er auch, wie immer wieder gern erzählt worden ist¹⁾, den hochgelehrten Rektor des Elisabetans, Johann Caspar Arletius, zweimal bei sich im Schlosse empfangen und recht bedeutsame Unterredung mit ihm gepflogen, aber die Rehdtiger-Bibliothek, in deren Betreuung Arletius ganz aufging und die längst zu den großen Sehenswürdigkeiten Breslaus zählte, selbst einmal aufzusuchen hat er nicht der Mühe wert befunden. Gleichwohl ergaben sich, schon durch die Person des Bibliothekars, an dessen Eigenwüchsigkeit der König Gefallen fand, manche Beziehungen zwischen Schloß und Bücherei, die ihre Spuren hinterlassen haben. Ihnen nachzugehen ist nicht ohne Reiz.

Es war im Winter 1761 zu 1762, in jenen schweren Wochen, da sich Friedrich ernstlich fragen mußte, ob es ihm überhaupt noch möglich sein würde, mit



Aus Friedrichs Poésies diverses, Berlin 1760.

Die Truppe rüdt in die Winterquartiere

Radierung von Georg Friedr. Schmidt

Ehren aus dem schier aussichtslos gewordenen Ringen dieses Krieges hervorzugehen. Einsam verbrachte er in den wenigen wiederhergestellten Zimmern des Schlosses seine Tage, nur mit der getreuen Flöte als Gefährtin und unter seinen Büchern, den nie versagenden Tröstern. Wer muß nicht überrascht sein zu erfahren, daß der König in dieser Stimmung sich mit seinem Vorleser, dem Schweizer De Catt, aufs allergründlichste an das Studium der — Kirchengeschichte herangemacht hat, und zwar nach dem französischen Werk des Claude Fleury, das mit seinen 36 Bänden in der schon seit Jahren wohleingerichteten Schloßbücherei zur Verfügung stand! Wohl spottete der königliche Philosoph oft genug über die „sottises ecclésiastiques“; die Welt der Kirchenväter war ja auch wirklich nicht die seine. Das hinderte ihn jedoch nicht, bei dem Gegenstand zu bleiben; er hat noch im Sommer 1762 während der Belagerung von Schweidnitz Band um Band des Fleury „erledigt“, wie er sich ausdrückte. Der strenggläubige Calvinist De Catt mochte gleich bei Beginn dieser Studien den Wunsch haben, der Einseitigkeit königlicher Kritik durch eine ernsthafte Verteidigung der christlichen Religion entgegenzuwirken, wie sie in dem damals viel gelesenen *Traité de la vérité de la religion chrétienne* des ehemaligen Predigers der französischen Kolonie in Berlin, Jacques Abbadié, also eines Glaubensgenossen, vorlag. De Catt entlich das Buch durch Vermittlung des Hofpredigers Jakob Voos von Arletius, der es aus eigenem Besitz zur Verfügung stellte, da es damals auf der Rehdtiger-Bibliothek noch nicht vorhanden war.

Wir wissen nicht, wie sich der König zu der Schrift gestellt hat. Bezeugt ist nur, daß De Catt sie ihm in jenem Winter vorgelesen hat. Dieses „Vorlesen“ war übrigens auch eine Sache eigener Art: gewöhnlich las der König selbst; De Catt hatte meist den Zuhörer zu spielen und als Gesprächspartner zu dienen, wenn sich eine Erörterung an das Gelesene anknüpfte.

Bald sollte Arletius in stärkere Fühlung mit dem preussischen Hauptquartier treten und ihm bibliothekarisch dienstbar sein. Anfang März 1762 wurde der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., nach Breslau berufen, um von nun an am Feldzuge teilzunehmen, nachdem durch das Ausscheiden des russischen Segners mit einem Male neue Hoffnung erwacht war. Der militärische Erzieher des Thronfolgers, Generalmajor Graf von Borcke, war augenscheinlich bemüht, seinen noch nicht achtzehnjährigen Jögling nicht nur einseitig in der Kriegskunst auszubilden, sondern ihm zugänglich zu machen, was an Schätzen der Wissenschaft und Kunst erreichbar war. Auf sein Ersuchen verfügte der Rat der Stadt, daß die Prachthandschrift des Froissart aus der Rehdtiger-Bibliothek nach dem Schlosse zu entleihen sei. Sie dürfte dort von Hand zu Hand gegangen sein, und ohne Zweifel hat sie damals auch der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell kennen gelernt, der sie im Oktober desselben Jahres selbst entlich und dem die Überlieferung die Entwendung von sieben Blättern aus dem zweiten Bande zuschreibt. Auffallenderweise hat jedoch der König das kostbare Stück damals nicht zu Gesicht bekommen, wie sich aus einer späteren Äußerung in einem Briefe an d'Alembert ergibt. Als dieser nämlich am 26. April 1776 ein Anliegen hinsichtlich des Breslauer Froissart vorbrachte, antwortete der König, er

wisse nicht, ob dieses Werk sich in den Breslauer Bibliotheken befinde, er habe aber dem Abbé Bastiani — seinem bekannten Breslauer Günstling — aufgetragen, das Nötige zu veranlassen und die gewünschten Auskünfte zu geben. Das ist denn auch richtig besorgt worden, und d'Allembert dankt am 30. Januar 1778 für die Abschrift einiger Zeilen aus der Breslauer Froissart-Handschrift, mit denen seinem Vertrauensmann (es handelte sich um Dacier) vollauf Genüge getan sei. Damit ist die Angelegenheit erledigt, und weder Friedrich noch d'Allembert kommen bis zum Abschluß ihres Briefwechsels auf den Breslauer Froissart zurück. Die Wiedergabe dieser Briefstellen, die wir durch wörtliche Anführung²⁾ unterstreichen möchten, schien ratsam, da sich gerade um Friedrich und den Breslauer Froissart eine Legende gebildet hat, die immer wieder nachgesprochen wird und den König in einem unerwünschten Lichte erscheinen läßt. In der letzten großen Froissart-Ausgabe des Kervin de Lettenhove vom Jahre 1873 wird in Band I, 3, Seite 348, die völlig ungestützte Behauptung ausgesprochen, der König habe die bis dahin ängstlich behütete Handschrift den Breslauern entführt, um sie d'Allembert zu schicken, der sie dann Dacier anvertraute. Von so eigenmächtigem und auch kaum zu verantwortendem Tun kann, wie die beigebrachten Belege dartun, keine Rede sein.

Nicht lange nach dem letzterwähnten Briefe, vom 3. November 1778 bis in den Mai 1779, während des Bayerischen Erbfolgekrieges, hielt sich der König wieder längere Zeit in Breslau auf. Wieder war in seiner Begleitung der Prinz von Preußen, und wieder war es dieser, der die nicht vergessenen Beziehungen mit der Rehdigerana aufnahm. Am 2. Dezember 1778 entlieh er den ersten Band des Froissart; der einfache, von seiner Hand geschriebene Leihschein liegt noch bei den Akten. Da der Prinz den Band über zwei Monate bei sich im Schlosse gehabt hat, kann man annehmen, daß er ihn auch einmal dem königlichen Oheim vorgelegt haben wird; eine Äußerung darüber ist nicht erhalten.

¹⁾ J. Franz Wiedemann, Die Geschichte einer schlesischen Medaille auf Friedrich d. Gr.: Schlef. Monatshefte, Jg. 1 (1924), S. 301 ff. Arnold Wieneke, Ein Breslauer Schulmeister und der große König: Schlef. Monatshefte, Jg. 12 (1935), S. 289 ff. und zuletzt Schlefische Scholarchen II: Schlefische Zeitung vom 16. 2. 1936.

²⁾ D'Allembert an Friedrich 26. 4. 1776: Des gens de lettres ont entrepris de donner une édition de Froissart, historien du 14e siècle, dont on n'a jusqu'ici que de mauvaises éditions. On leur a dit qu'il y avait à Breslau un excellent manuscrit de cet historien; peut-être leur sera-t-il nécessaire, et dans ce cas ils prendraient la liberté de prier V.M. de vouloir bien donner ses ordres pour qu'ils en eussent communication . . .

Friedrich an d'Allembert 16. 5. 1776: . . . Comme j'ignore si l'ouvrage de Froissart se trouve dans les bibliothèques de Breslau, j'en ai fait écrire à l'abbé Bastiani, qui me dira les choses au juste. S'il se trouve, celui qui veut écrire sur ce sujet pourra recevoir tous les éclaircissements qu'il désirera . . .

D'Allembert an Friedrich 30. 1. 1778: Je vous dois, Sire, des remerciements de la copie que V. M. a bien voulu faire de quelques lignes du manuscrit de Froissart qui est à Breslau. Cette copie a été trouvée parfaite et telle qu'il le fallait pour les vues du nouvel éditeur . . . (Œuvres de Frédéric le Grand, Tome 25, [Berlin 1854], S. 47, 49, 108.)

In das Ende jenes Aufenthaltes aber, auf den 13. Mai 1779, fällt der bekannte Empfang des Arletius beim Könige, wo es um gelehrte und Schuldinge gegangen war. Der kluge Rektor suchte nun auch für seine Bibliothek etwas herauszuschlagen. In einer Bittschrift vom 21. Juli 1779 zu Händen des Staatsministers Ewald Friedrich von Hertberg bat er

1. um des Königs gedruckte Werke für die Reh diger-Bibliothek,
2. um 100 Reichstaler zu deren jährlicher Vermehrung, wofür sie künftig die Friedrich-Rehdiger'sche heißen sollte,
3. um Gehaltsvermehrung für die Geistlichen sowie für die Lehrer einiger höherer Schulen Breslaus.

Von diesen Wünschen erfüllte der König bezeichnender Weise nur den dritten. Über die bibliothekarischen Wünsche ging er schweigend hinweg. Als ihn Hertberg an die Stiftung seiner Werke erinnerte, erwiderte er, sie verdienten es nicht! Damit war sein letztes Wort gesprochen. Um den Rektor nicht allzu sehr zu enttäuschen, schenkte nun Hertberg aus seinen eigenen Beständen 1780 je ein Stück der schönen, mit den Radierungen von G. J. Schmidt geschmückten Quartausgaben der *Poésies diverses* von 1760 und der *Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg* von 1767; beide Bände versah der Minister mit eigenhändigen lateinischen Widmungen, und so stehen sie noch heute in ihren braunen Kalbledereinbänden, eine Zierde der Bibliothek, in den Reihen ihrer Bücher.

Aber ein Geschenk ging doch in demselben Jahre 1780 vom Könige unmittelbar ein: das war dessen berühmte Abhandlung „Über die deutsche Literatur“, Berlin 1780, also frisch aus der Presse, in der vom Geheimrat Dohm hergestellten deutschen Uebersetzung. Die Schrift war Arletius ganz persönlich zugeeignet, zweifellos in Erinnerung an manche Anregungen, die das Maigespräch vom Jahre vorher ergeben hatte. Ist doch die Abhandlung nicht so sehr ein kritischer Überblick über die Entwicklung der deutschen Dichtung, wie sie der König sah, sondern zu einem nicht unwesentlichen Teile vielmehr ein groß angelegter Erziehungsplan für das heranwachsende Geschlecht. Nicht wenige Sätze lesen sich, als könnten sie ein Niederschlag jenes Gespräches mit Arletius gewesen sein.

Der also Geehrte schrieb auf den Voratz des in Goldpapier gebundenen Büchleins:

Auf besonderen Befehl / Ihro Königlichen Majestaet von Preußen / hat
Monsieur le Cat / diese Abhandlung / dem Herrn von Parzinsky /
zugeschickt / um solche Johann Caspar Arletius / Rectori des
Elisabetanischen / Gymnasii / einzuhändigen / welches auch im Jahr 1780
d. 8. December / zu Breslau geschehen ist / welcher dieses Königl.
Geschenke / der Elisabeth-Rehdiger'schen / Bibliothek wiedmet.

So hat sich das schlichte und doch bedeutungsvolle Buch bis zur Gegenwart erhalten.

Das Schrifttum um Friedrich den Großen, das die Reh diger- und die später aus ihr hervorgegangene Stadtbibliothek in den 150 Jahren seit dem Tode

des Herrschers gesammelt hat, ist recht reichhaltig und wird wenig Wünsche unerfüllt lassen. Zu den wertvollsten Schätzen außer den eben genannten zählt sie die von Friedrich Wilhelm IV. in den Jahren 1846 bis 1857 veranstaltete Prachtausgabe der *Ceuvres de Frédéric le Grand* in dreißig mächtigen Großquartbänden, die ihr auf königlichen Befehl je nach Erscheinen durch Ignaz von Olfers, den Generaldirektor der Königlichen Museen, als Geschenk überwiesen wurden. Olfers hatte die künstlerische Ausstattung des Werkes geleitet, und der junge Meister, der es mit Hunderten geistvoller Zeichnungen, in vorzüglichen Holzschnitten wiedergegeben, geschmückt hatte, war bekanntlich unser Landsmann Adolph Menzel, für den mit dieser künstlerischen Tat der Aufstieg zu den Höhen unvergänglichen Ruhmes begann. Es ist für den Buchliebhaber ein hoher Genuß, die im königlichen Purpur prangenden, goldgeschnittenen Leinenbände mit ihrem starken Papier, ihrer kraftvollen, klaren Schrift und den mit ihr vortrefflich zusammengehenden Holzschnitten zu durchblättern. Es ist eine der eindrucksvollsten *Fridericus-Erinnerungen*, die eine Bibliothek ihr eigen nennen kann.



Zierstück aus Friedrichs *Poésies diverses*, Berlin 1760

Um und von Friedrich dem Großen

Von Kurt Paqué

Im Jahre 1744 war Friedrich der Große sehr wütend auf Frankreich. Der Grund war die Frankfurter Union, die eigentlich „Europa den Frieden wiedergeben sollte“, aber immer wieder zerschlug sich diese Frankfurter Union. Schuld daran war Frankreich. Darauf wandte Friedrich seine Freundschaft sehr stark England zu.

Einmal nun saßen Friedrich, der englische und mehrere andere Gesandte, unter denen auch der französische war, in der Oper. Durch Zufall hob sich ein Stück des Vorhanges schon vor der Vorstellung in die Höhe, so daß man die Beine einiger übender Tänzer erblickte.

„Sehen Sie nur“, wandte sich da Friedrich der Große an den englischen Gesandten, aber so, daß der französische es hören mußte, „da haben Sie ein vollkommenes Bild des französischen Ministeriums: alles nur Beine, aber keinen Kopf.“



Wenn Friedrich der Große Konzerte gab und Flöte spielte, durfte niemand anders sein Bravo rufen oder tadeln, als sein Lehrmeister Quantz. Das Tadeln geschah dann immer auf recht merkwürdige Art.

So spielte Friedrich der Große einst ein neues Stück seiner eigenen Kompositionen, in welchem einige Fehler waren. Quantz tadelte diese Stellen, indem er sich dabei ziemlich laut räusperte.

Friedrich merkte die Absicht, blieb jedoch still. Einige Tage darauf fragte er einen anderen Musiker nach seiner Meinung. Dieser wies ihm die Fehler nach. Darauf berichtigte Friedrich die Fehler und sagte: „Wir dürfen doch unserm Quantz keinen Ratarth zuziehen.“



Einst sollte sich Friedrich der Große nur durch seine seltene Geistesgegenwart aus drohender Gefahr retten.

Er war mit kleinem Gefolge ausgeritten, um das Gelände zu sondieren. Dabei kamen sie an einer Baumreihe vorbei, hinter der versprengte Panduren lagen. Friedrich war gerade im Begriff, daran vorbeizureiten, als er von einem Feldjäger angerufen und auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurde. Friedrich drehte sich darauf um und sah einen Panduren, der zielend auf ihn angelegt hatte. Sofort riß Friedrich das Pferd herum, hob drohend seinen Stock, blißte ihn mit seinen großen Augen an und schrie: „Du! Wirst Du das sein lassen! Ich werde Dich schlagen!“

Der Pandur war so erschrocken und verduzt, daß er sofort das Gewehr herunterriß und sich vor dem König in ehrerbietiger Stellung aufbaute.

Danach ließ Friedrich der Große den Panduren gefangennehmen.



Eines Nachts wurde Friedrich der Große geweckt und ihm unter Bestürzung mitgeteilt, daß die Oper brenne. Friedrich drehte sich darauf nur in seinem Bett um und sagte: „Die Oper brennt? Es ist sehr schade um das schöne Kunstwerk. Dafür werden sich aber die Berliner Handwerker freuen, denn nun bekommen sie doch wieder ein Stück neue Arbeit.“



Die Verehrung, die Friedrich der Große von den Bayern erfuhr, war überaus groß, denn er war ja der Begründer der Selbständigkeit Bayerns. So fand man zu dieser Zeit in den bayrischen Bauernhäusern neben dem Bildnis des heiligen Corbinian, dem Schutzheiligen Bayerns, auch immer das Bildnis Friedrichs des Großen. Zwischen beiden Bildern hing immer eine brennende Öllampe.

Einst kam ein österreichischer Offizier in die Wohnung eines Bayern und fragte ihn, was das für eine Bewandnis habe.

Der Bayer erklärte es dem Offizier folgendermaßen: „Dieser da ist der Bayern Schutzpatron im Himmel; und dieser hier, Friedrich, der Preußenkönig, ist unser Schutzpatron auf Erden. Beide sind unsere Heilige; und vor den Heiligen brennen wir, als gute Christen, Lichter.“



Das Hörspiel bekommt seine dramaturgische Literatur

In einer Zeit, da der Austausch von Spielleitern des deutschen Rundfunks geplant und gelegentlich auch bereits geübt wurde, um dem Hörspiel einerseits den Weg zur Bervollkommnung aus der Erkenntnis a posteriori zu ebnen, erschienen zwei Abhandlungen, die andererseits das Hörspiel in seiner dramaturgischen Eigengesetzlichkeit zu erkennen und darzustellen versuchten. Es waren dies zunächst die Schrift von Hermann Pong's über „Das Hörspiel“, die die Broschürenfolge „Zeichen der Zeit“ des Verlages von Fr. Frommann (H. Kurtz) Stuttgart, eröffnete — und dann das Buch von Gerhard Eckert über die „Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel“, das der Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, als Band 6 der Abteilung „Neuere Deutsche Literaturgeschichte“ in der Reihe „Neue Deutsche Forschungen“ herausbrachte. Inzwischen veröffentlichte Kurt Paqué bereits im Dezemberheft des Jahrganges 11 (1934) der „Schlesischen Monatshefte“ seine „kritische und grundsätzliche Untersuchung“ über die „Gegenätze in Hörspiel und Schauspiel“, in der er die Ausdrucksmittel, die Wirkungsmöglichkeiten und Aufgaben dieser beiden literarischen Formen gegeneinander abgrenzte, um dem Hörspiel als einer im wesentlichen auf dem Wege des Versuchs gewonnenen neuen Gattung den Weg zum selbständigen Kunstwerk zu ebnen. Kurt Paqué stellte in diesem Aufsatz zunächst den grundlegenden Unterschied zwischen Hörspiel und Schauspiel bezüglich des szenischen Aufbaues, der Exposition und der Entwicklung, heraus, wobei er zugleich eine neue, ganz wesentliche Wirkungsmöglichkeit des Hörspiels erkannte, die das Theater nicht einmal in der Milieuschilderung voll ausschöpfen könne und für die er den Begriff „Stimmungsgestaltung“ prägte. Der Leitfaden aller dieser Erkenntnisse war stets die — wohl aus der Praxis gewonnene — Einsicht, daß für das Hörspiel gemäß seiner Voraussetzungen und Möglichkeiten eine erhöhte Dramatik zu fordern sei. Es war — um mit den Worten des Verfassers zu sprechen — die als bindendes Gesetz erkannte Feststellung: „Das Hauptelement des reinen Hörspiels hat dynamische Dramatik und ein unwegloser, ununterbrochener, konzentrierter — sich immer in der dramatischen Gegenwart befindender — Handlungsablauf zu sein*.“

Wie notwendig eine solche grundsätzliche Auseinandersetzung war — und wie sehr sie allerorts angestrebt und erwartet wurde —, zeigt die Tatsache, daß der eingangs erwähnte und hier in seinen Hauptergebnissen kurz wiedergegebene Aufsatz von Kurt Paqué damals bereits im Manuskript Aufsehen erregte, seitdem mehrfach im Druck erschienen ist und nunmehr die Grundlage für ein vor wenigen Wochen erschienenenes Buch mit dem Titel „Hörspiel und Schauspiel — eine Dramaturgie“ geworden ist,

*) „Schlesische Monatshefte“, Jahrgang 11, 1934, Seite 534.

das vom Rundfunkamt der Reichsjugendführung bei der Ostdeutschen Verlagsanstalt in Breslau herausgegeben wurde. In diesem Buch versucht Kurt Paqué, Referent der Abteilung Kunst des Reichsenders Breslau, eine Ergründung des Hörspiels in seinem Gefüge, das heißt in seiner inneren Einrichtung und „handwerklichen Technik“ zu geben. Er umreißt zunächst den Begriff „Hörspiel“ insofern, als er von den vier erkannten Typen des Hörspiels, dem „Chorischen Hörspiel“, dem „Chronologischen Hörwerk“, dem „Allegorischen Spiel“ und dem eigentlichen „Hörspiel“ dieses letztere aus teils verständlichen, teils überzeugenden Gründen herausgreift und herausstellt. Dieses „funktzenisch“ gebaute „Hörspiel“ gestaltet Charaktere, sein Wirkungselement ist das Dramatische und es ist so das Gegenstück zum dramatischen, aktmäßig gebauten Schauspiel. Ausgehend von der Anschauung, daß das Dramatische eine Grundercheinung des Lebens überhaupt sei, erläutert der Verfasser das Wesen der verschiedenartigen Anwendung des dramatischen Elements in Roman, Schauspiel und Hörspiel. Bereits vor Erscheinen des Buches brachte der Reichsender Breslau im Mai dieses Jahres eine Lesung dieses grundlegenden und entscheidend klärenden Abschnittes, aus dem zu erkennen war, eine wie verschiedene Beziehung zum dramatischen Element die einzelnen Gattungen der Dichtung genommen haben. Denn der Mittler des Hörspiels ist nicht, wie beim Roman, das für immer festliegende gedruckte Wort, und auch nicht, wie beim Schauspiel, die vom lebendig gewordenen Wort getragene sichtbare Aufführung, sondern einzig und allein das schnell vorübergehende und im Augenblick seiner Gestaltwerdung schon verflogene gesprochene Wort. Das ist die grundlegende Erkenntnis, an der sich alle weiteren Gesetze und Forderungen ausrichten! Sie schließt zugleich die Folgerung in sich, daß — da ja das Hörspiel immer nur eine Hörkunst sein kann — das reine dramatische Element Grundlage des Hörspiels schlechthin zu sein hat. „Das Element des Hörspiels ist reine, von aller Epik befreite Dramatik. Sein Wort muß — da es schon durch die Form des Dialoges und das Wesen des Hörspiels dazu verpflichtet ist — ansprechen; es darf nur eine akustische Wirkung erzielen wollen und niemals eine optische.“ Das bedeutet im Sinne des Verfassers zugleich, daß für das Hörspiel eine unentwegt dramatische Vorwärtsbewegung, die nur über eine Form des szenischen Aufbaus zu erreichen sein wird, und ein sofort dramatisch einsetzender „Beginn“ — ganz im Gegensatz zur „Exposition“ des Schauspiels — zu fordern ist. Die Erzählungen des Schauspiels werden damit zur gestalteten Handlung des Hörspiels, das in seinem Streben nach Erhöhung der Dramatik stärkste Konzentration im Szenischen und eine durchaus urfächlich zusammenhängende Szenenfolge erfordert. Denn — so sagt der Verfasser — die Hörspielkunst ist eine „Kunst der Innerlichkeit“, die ihre Erfüllung und ihren Sinn nur allein im dramatischen Wort zu sehen hat.

Kurt Paqué belegt alle seine Behauptungen und Ergebnisse mit aufschlußreichen und überzeugenden Beispielen aus eigenen Arbeiten und aus solchen bekannter Schriftsteller und erfolgreicher Hörspielautoren. In gleicher Weise zeigt er auf, wie die Regie bemerkt im Grunde die Arbeitsweise

des Hörspielautors und seine Wirkungsabsichten erkennen läßt, indem sie das Schauspiel vom Hörspiel insofern scheidet, als sie dort in der Hauptsache eine Wirkung nach außen und hier allein eine Wirkung nach innen zu erzielen beabsichtigt. Ebenso überzeugend ist die Ablehnung der Milieuschilderung des naturalistischen Theaters, die als reine Zustandschilderung das Hörspiel in seiner Wirkungskraft vor allem dann lähmen muß, wenn sie nur eine „motivierende Ursache“ bleibt. Sehr wesentlich ist schließlich auch das, was Kurt Paqué über die Stimmungsgestaltung in dem bereits eingangs erwähnten Sinne sagt. Stimmung bedeutet für ihn, der das treffende Wort von der Hörspielkunst als einer „Kunst der Innerlichkeit“ prägt, ein entscheidendes, weil ausgesprochen funkisches Element. Sie wird allein nur immer aus der Stimme zu gestalten sein. In diesem Zusammenhange stellt der Verfasser folgerichtig eine Forderung auf, die wir an dieser Stelle auch zu der unsrigen machen möchten, indem er sagt: „Der Rundfunk wird gerade der Stimme mehr seine Beachtung schenken müssen, ohne die menschliche Stimme kann er niemals auskommen.“

In dem unterhaltssamen Kapitel „Schulung der Selbstkritik“ gibt Kurt Paqué schließlich noch einige offenherzige Kritiken zu einigen Beispielen, indem er in geschickter Weise zunächst dem Leser selbst das Urteil überläßt. Die in den meisten Fällen am Gegensatz gewonnenen kritischen Erkenntnisse erbringen zugleich bekräftigend den Beweis für die Paquéschen Behauptungen und die zur Einsicht zwingende Rechtfertigung seiner Forderungen. So wird in dieser fruchtbaren Zwiesprache mit dem Leser zugleich das ganze Buch zum Lehrbuch — freilich und allerdings nicht als ein billiges „Rezept“ für den Hörspielautor im Sinne etwa der Opitzischen „Poeterey“ oder des Harsdörfferschen „Trichters“! Das Buch wird ohne Zweifel dazu beitragen, das Hörspiel im Ringen um seine künstlerische Form und — was nicht unwichtig ist — seine literarhistorische Anerkennung ein gutes Stück vorwärts zu bringen! Es zeigt andererseits zugleich, daß es Menschen gibt, die in zielbewußtem Streben und unter Einsatz ihres ganzen fachlichen Könnens den vielfältigen Erscheinungsformen des Rundfunks ihre eigenen Formen und Gesetze zu erarbeiten und zu gewinnen versuchen. Wir halten es für notwendig, dem Buche von Kurt Paqué über „Hörspiel und Schauspiel“ auch zugleich diesen tieferen Sinn beizulegen.

Heinz Rudolf Fritsche.



Linognulom-Lobnitsch-System
 Seehöhe 375 m
 Fernspr. 229
 Ruhige Sommerliche, bezaubernde
 Landschaft, laden ein zum Besuch!

Besucht
Schweidnitz
 die Stadt des großen Preußenkönigs, die Heimat des
 unvergessl. Filearheld. Mar. Fred. Freiherrn v. Richthofen
 u. die Geburtsstadt des Nationalsozialismus in Schlesien

Das polnische Schrifttum und der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag

Daß man den deutsch-polnischen Freundschaftsvertrag im Reiche sehr ernst genommen hat, geht u. a. auch daraus hervor, daß man Polen im Reiche auch auf dem Gebiete der Kunst ganz weitgehend gefördert hat, so daß die — berechnete Frage entstand, inwieweit auf polnischer Seite eine Gegenleistung festzustellen ist. Hierzu wäre folgendes zu sagen:

Die Einwohnerzahl Polens beträgt 30 Millionen. Hiervon gehören nur 2,8 v. H. der sogenannten Intelligenzschicht an, 20 v. H. können weder lesen noch schreiben. (Am eindringlichsten wird dieses Bild, wenn man sich vorstellt, daß es nach einem Bericht des Krakauer III. Kurj. C. in Warschau, der Hauptstadt Polens, über 200 000 Menschen gibt, die weder lesen noch schreiben können. Auf die Mietshäuser in Warschau umgerechnet ergibt das 10 bis 20 Analphabeten auf jedes Mietshaus.) Das Schlimme an diesen Zahlen ist jedoch die Tatsache, daß sich die Zahlen nicht bessern, im Gegenteil, verschlechtern werden, was aus nachfolgendem hervorgeht:

Der Haushaltsplan des Unterrichts-Ministeriums betrug im Jahre 1929 460 Mill. Zloty, im Jahre 1935 311 Mill. Zloty. (Abstrich 32,4 v. H.) In dieser Zeit ist die Zahl der schulpflichtigen Kinder von 4,1 Mill. auf 5,5 Mill. gewachsen. (Anstieg 34,1 v. H.) Das hat zur Folge, daß in Kürze bereits 1 Million Kinder ohne Schulunterricht sein werden. Unter den 26 000 Volksschulen Polens sind 18 000 niedrig organisierte Anstalten, in denen ein Lehrer vielfach bis zu 100 Schüler auf einmal zu unterrichten hat. Wiederholt haben die großen polnischen Blätter (Chas, Gazeta Polska) darauf hingewiesen, daß mit dem Analphabetentum auch das Verbrechertum wächst, und in einer Zeit, in der die Armeen immer mehr technisiert werden, das Hinzuströmen von Analphabeten auf die Leistungsfähigkeit des Heeres Rückwirkungen haben muß.

FISCHLOSS! ZWEI SCHLESISCHE PERLEN! GÄRTNEREI
1934-35

Fürstenstein-Liebichau



Herrliche Terrassen und
prächtige Wasserlünste
Erfasene Sammlungen
Sehenswerter Marfall

Größter Schaubetrieb in
Ostdeutschland / Einzig-
artige Gewächshäuser
30. August bis 27. Septbr.:
Die große Dahlienschau



Besichtigung täglich von 8 bis 18 Uhr

Bahnhöfe: Nieder Salzbrunn und Freiburg i. Schles.

Nach dem Gesagten nimmt es daher nicht wunder, wenn es um das polnische Schrifttum nicht gut gestellt ist und in der Tätigkeit der polnischen Verleger polnisches Leben und polnische Geistigkeit immer weniger ihren Niederschlag findet. Die Verlagsanstalten können einfach nicht mehr die Gefahr übernehmen, Bücher junger polnischer Autoren zu verlegen, ja sie können sich nicht einmal mehr zur Veröffentlichung von Arbeiten bereits bekannter polnischer Schriftsteller entschließen, weil bei der Leserschaft keine Nachfrage nach ihren Werken besteht. Was in Polen gegenwärtig gedruckt wird, besteht zum überwiegenden Teil aus Übersetzungen aus fremden Erzeugnissen, und zwar hauptsächlich aus ausländischen (jüdischen) erotischen und sensationellen Romanen, für die immer noch ausreichende Absatzmöglichkeit besteht.

In den Zeitungen und Zeitschriften wird nicht nur immer wieder das gebildete Polentum aufgerufen, die Bücher polnischer Schriftsteller zu kaufen, sondern man versucht auch, den Ursachen der Verfallerscheinungen nachzugehen. So kam man zu dem Schluß, daß die geringe Aufnahmefähigkeit der Intelligenz für polnische Bücher ihre Ursache auch darin hat, daß ein großer Teil der Intelligenz in Polen aus Nichtpolen (u. a. Juden) besteht, die natürlich an den Fragen des polnischen Geisteslebens nicht beteiligt sind.

Im Zusammenhang mit der Feststellung der zunehmenden Verflachung der polnischen Verlagstätigkeit wird auch lebhaft über die traurige Lage der polnischen Schriftsteller Klage geführt, die nur über geringe Bildungsmöglichkeiten verfügen und nicht imstande sind, sich eine eigene, noch so bescheidene Büchersammlung zuzulegen. Der „Kurjer Poznanski“ hat die Lage des polnischen Schrifttums kürzlich wie folgt zusammengefaßt:

„Die Verelendung der Intelligenz wächst, und diejenigen, die die Aufgabe haben, uns neue Wege zu weisen, neue Gedanken herauszubilden und den Wortschatz der polnischen Sprache zu bereichern, können sich keine Bücher kaufen, kennen keine fremden Sprachen, ja, besitzen nicht einmal Wörterbücher der polnischen Sprache. Die Werkstatt ihres Schaffens ist aller Hilfsmittel beraubt.“

Demgegenüber steht die Tatsache, daß gerade das nationalsozialistische Deutschland das polnische Schrifttum in ganz hervorragendem Ausmaße gefördert hat — wofür nach Lage der Dinge eine Gegenleistung nicht zu erwarten ist.



Altertümliche Bergstadt
 Autstrebende Sommerfrische
 Einfallstor z. d. Felsenwundern
 von Adersbach u. Wekelsdorf

Auskunft und Prospekte:
Verkehrsamf., Ruf 410

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
 für Magen, Darm und Herz!
MOHREN-APOTHEKE, GLATZ / SCHL

Bilder-Preiswettbewerb 1936/37

des Volksdeutschen Bilderdienstes Stuttgart

(Deutsches Ausland-Institut)

Als eine der wichtigsten Möglichkeiten, den Deutschen im Reich auslanddeutsches Leben nahezubringen, betrachtet der Volksdeutsche Bilderdienst sein alljährliches Bilder-Preiswettbewerb. Es wird dabei jedes Jahr ein anderes Teilgebiet gewählt, um im Lauf der Jahre für alle auslanddeutschen Gebiete ein erschöpfendes Bildmaterial zu bekommen.

1936 lautet das Thema für den Wettbewerb:

„Der Nordosten“

Darunter fallen folgende Gebiete:

1. Estland, 2. Lettland, 3. Litauen, 4. Memelgebiet, 5. Ostpreußen, 6. Danzig.

Das Preisgericht bilden:

- Dr. Saki, Deutsches Ausland-Institut Stuttgart
 Prof. Dr. Wunderlich, Deutsches Ausland-Institut Stuttgart
 Dr. Klingensfuß, Ausland-Organisation der NSDAP, Berlin
 O. Eisele vom Verband deutscher Vereine, Berlin
 Oberbannführer Kling, Leiter der Bildstelle der Reichsjugendführung, Berlin
 Photograph Pazi, Stuttgart
 P. Lüking, Vorsitzender des Verbandes deutscher Amateurfotografen-Vereine, Berlin.

1. Barpreise:

Erster Preis	RM. 200,—
Zweiter Preis	„ 150,—
Dritter Preis	„ 100,—
Vierter Preis	„ 75,—
für die vier schönsten Bilderserien	

ferner

Fünf Hauptpreise von je	RM. 50,—
25 Auszeichnungpreise von je	„ 20,—
20 Anerkennungspreise von je	„ 10,—
für Serien mit vorwiegend guten Aufnahmen.	

2. Buchpreise:

Außer den Barpreisen werden noch 50 Buchpreise (Bilderwerke im Werte von je rund 3,— RM.) ausgesetzt, die für weitere, nicht mit Barpreisen ausgezeichnete Bilderserien bestimmt sind oder gegebenenfalls als Zusatzpreise auf besonders hervorragende Serien aus der Gruppe der Auszeichnungs- und Anerkennungspreise fallen.

3. Sonstige Preise:

Der Verband deutscher Amateurfotografenvereine verleiht als Auszeichnung für einzelne besondere Leistungen Plaketten und Ehrenurkunden.

Der Gesamtwert der Barpreise beträgt rund 1500 RM.

<p style="font-size: 2em; font-weight: bold; margin: 0;">Ludwig Fürstener</p> <p style="font-size: 0.8em; margin: 0;">bel</p> <p style="font-weight: bold; margin: 0;">Herz-, Nerven-, Nieren-, Rheuma- u. Frauenleiden</p>	<p style="font-size: 0.8em; margin: 0;">Sozialbad bei Drüsen-Erkrankungen insbes. Basedow. 28tägige Pauschkur 255.— RM Vergünstigungskur 215.— RM. Hautröckchen mit der berühmten Eugenquelle (Inzorgartige Arsen-Eisenquelle) u. der radioaktiven Goetholdquelle Prospekte durch die Kurverwaltung u. Reisebüros!</p> <p style="font-weight: bold; margin: 0;">In eig. Regie: „Kurhotel Fürstenhof“</p>
---	--

4. Bedingungen des Preisausschreibens:

1. Ablieferungstermin ist der 1. März 1937.

Die Veröffentlichung der Entscheidung des Preisgerichts erfolgt, wie üblich, am 9. Mai in Verbindung mit der Verteilung des Volksdeutschen Schrifttumspreises.

2. Zur Teilnahme ist jedermann berechtigt. Für die Einsendung kommen nur eigene Aufnahmen in Frage.

3. Die Zahl der Bilder ist nicht beschränkt, auch die Wahl des Formats steht frei. Die Aufnahmen sollen aber, wenn möglich, Beziehung zum Deutschtum haben.

4. Jede Aufnahme soll auf der Rückseite nur die laufende Nummer, das Jahr der Aufnahme und ein Kennwort tragen. Der Name des Einsenders mit genauer Anschrift ist in verschlossenem Briefumschlag der außen nur das Kennwort trägt, der Sendung beizufügen.

5. Das Inhaltsverzeichnis (ebenfalls mit dem Kennwort versehen) soll eine möglichst eingehende Erläuterung der Aufnahmen vermitteln. So ist z. B. bei Landschaftsaufnahmen die Beziehung der Aufnahme zum Deutschtum anzugeben, bei Baulichkeiten (Dörfern, Gehöften, Häusern, Schlössern, Anpflanzungen, Fabriken, Hafenanlagen, Brücken usw.) ist der Ort, der Bezirk und das Land zu nennen, ferner, wenn irgend möglich, das Jahr der Gründung, die Ortsgeschichte und die letzten wichtigen Ereignisse, bei Häusern und Wirtschaftsbetrieben der Name des Besitzers, bei Porträts auch der Name und Beruf des Dargestellten. Aufnahmen, die örtlich nicht genau gekennzeichnet sind, genügen nicht.

6. Die Prämiiierung mit Barpreisen findet nur bei Serien statt, die nach ihrem Gesamtwert preisgekrönt werden. Dagegen können die anderen Preise auch auf gute Einzelbilder entfallen. Es kommt dabei nicht bloß auf die ästhetische und technische Güte des Bildes, sondern vor allem auch auf den sachlichen Wert für die auslanddeutschen Belange und die gute entsprechende Beschriftung an.

7. Das Preisgericht behält sich vor, bei Einsendung gleichwertiger Bilderreihen nötigenfalls die Geldpreise zu teilen, jedoch so, daß die geteilten Preise voll zur Auszahlung gelangen.

8. Die prämierten Bilder gehen in den Besitz des Volksdeutschen Bilderdienstes über, der das Recht erhält, von diesen Photographien Diapositive für seinen gemeinnützigen Lichtbildverleih herzustellen. Die Urheberrechte verbleiben aber dem Einsender. — Nicht prämierte Aufnahmen werden an die Autoren zurückgegeben; der Volksdeutsche Bilderdienst kann einzelne dieser Aufnahmen mit allen Rechten käuflich erwerben.

9. Die Einsender erkennen an, daß die Entscheidungen des Preisgerichtes endgültig sind und daß der Rechtsweg ausgeschlossen ist.

5. Erläuterungen zum Preisausschreiben:

Einzelangaben über die einzusendenden Bilder:

Es kommen ausschließlich Photographien in Betracht, Nah- und Fernbilder, Gesamtaufnahmen und Aufnahmen von kennzeichnenden Einzelheiten, sowohl Bodenaufnahmen als auch Luftaufnahmen. Auch können Stiche, Zeichnungen usw., besonders von Bauten und Persönlichkeiten der Vergangenheit, Ortspläne und Urkunden in guten Lichtbildern eingereicht werden.

Wichtig sind Aufnahmen, die das Gebiet an sich zeigen; erwünscht sind aber vor allem Aufnahmen, die geeignet sind, das Deutschtum, seine Vergangenheit oder seine Gegenwart in irgendeiner Beziehung, mag es sich um Großes oder Kleines, um private oder öffentliche Angelegenheiten handeln, anschaulich darzustellen. Bei Personen- und Tieraufnahmen wird packenden, aus dem Leben gegriffenen Bildern, auch wenn sie technisch nicht ganz vollkommen sind, der Vorzug vor den üblichen „gestellten“ gegeben. Vor allem kommen in Betracht:

Individuelle Maßbekleidung
für Damen und Herren
nur bei
Richard Schüler, Springerstraße 12
Stofflager! Solide Preise!

Krummhübel
(1605 m)
im Riesengeb., am Fuße d. Schneekoppe

1. Landschaftsaufnahmen:

- a) Landschaftsbilder an sich;
- b) die Landschaft, in der der Deutsche lebt, ferner ihre Umgestaltung durch die deutsche Arbeit, vor allem auch Ausnahmen von Kulturgrenzen und Kulturgegensätzen, auch aus früheren Zeiten (deutsch — nicht deutsch). Solche Gegensätze sind nötigenfalls auf zwei Gegenstückaufnahmen zu zeigen.

2. Aus der Vergangenheit des Deutschtums:

- a) Deutsche öffentliche Bauten der Vergangenheit: Kirchen, Schulen, Burgen, Schlösser, aber auch hervorragende Bauwerke, welche Deutsche in fremdem Auftrag ausgeführt haben.
- b) Erinnerungen symbolischen Charakters, Photographien von historischen Dokumenten, Briefen, Autogrammen.
- c) Denkmäler berühmter auslanddeutscher Persönlichkeiten, Geburtshäuser, Wohnhäuser und Wirkungsstätten dieser Auslandsdeutschen, ferner ihre Bildnisse, Stammbäume, Ahnenbilder.
- d) Bilder von Örtlichkeiten von gesamtdeutscher Bedeutung, Schlachtfeldern, Eroberung von Städten, Seekämpfen, Heldenfriedhöfen u. a., namentlich auch Ausnahmen aus dem Weltkriege.

3. Aus der Gegenwart des Deutschtums:

- a) Städtebilder, Gesamtansichten und Straßenbilder, Einzelhäuser usw. Bilder von Dörfern, Gehöften, Außenansichten und Aufnahmen von kennzeichnenden Inneneinrichtungen. Ebenso sind Bilder erwünscht, welche den Unterschied der Wohn- und Lebensweise zwischen Deutschen und Nichtdeutschen kenntlich machen. Zulässig sind auch Aufnahmen verlassener oder zerstörter deutscher Siedlungen. Besonders willkommen sind Bilder derselben Siedlung vor und nach der Zerstörung und womöglich nach dem Wiederaufbau.
- b) Neuzeitliche deutsche Bauten kultureller Art: Bilder von deutschen Kirchen, Schulen und Vereinshäusern, Museen usw.
- c) Bilder von nationalen und örtlichen Festen der Auslandsdeutschen: Aufnahmen, die große Menschenmengen zeigen, Versammlungen, Bilder mit Fahnen und sonstigen Symbolen, Denkmalseinweihungen, Ausnahmen von Weihnachts-, Neujahrs- usw. festen, Vereinsfesten, Erinnerungsfeiern, auch Besuch deutscher Kriegsschiffe.
- d) Bilder des Alltags und der Alltagskleidung, Trachtenbilder, Bilder, welche deutsche Sitten darstellen, ferner Aufnahmen, die den deutschen Menschen in seinem häuslichen Leben wiedergeben.
- e) Kennzeichnende Aufnahmen von durch Deutsche bzw. Nichtdeutsche bewirtschafteten agrarischen, gewerblichen oder industriellen Betrieben, z. B. Gutshöfen, Stallungen, Silos, Bergbauanlagen, Fabriken usw. Zur Gegenüberstellung sind auch hier Aufnahmen von fremder Wirtschaftsweise erwünscht.
- f) Bilder aus Handel und Verkehr: Land-, Wasser- und Luft-Verkehrsmittel.
- g) Deutsche Betätigungen in wissenschaftlicher Beziehung: Forschungsunternehmen, Ausgrabungen, medizinische und sanitäre Einrichtungen usw.
- h) Deutsche kirchliche, karitative und andere kulturelle Betätigung im Ausland unter Auslandsdeutschen und anderen Volksgruppen.

Stuttgart, im Juni 1936.

Volksdeutscher Bilderdienst.

Agnetendorf Ksgb.

500 bis 750 Mtr. ü. d. M. — Beliebter Luftkurort

Bahnstation: Hermsdorf/Ky. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindeamt

Anna Hilaria von Eckhel. Nanni Schachtlhuber. Roman. 43. Tausend. Neue wohlfeile Ausgabe. In Ganzleinen 3,75 RM. Bergstadtverlag, Breslau.

Ein Roman, in dem mit seltenem Einfühlungsvermögen das Wien der 60er Jahre eingefangen ist. Den Lebensstil einer Zeit voll heiterer, verlockender Atmosphäre, die wir Menschen des 20. Jahrhunderts als etwas Beglückendes empfinden, verkörpert die mit Kindern, aber nicht mit Glücksgütern dieser Erde gesegnete, ehrenfeste und tüchtige Familie des Hofrates Brandlmayer: sie treibt Musik, gibt Gesellschaften, schwärmt für Mozart, Schubert, Beethoven, lehnt Wagner ab, mag den „Preuß“ nicht und sieht in Franz Joseph den „Vater des Vaterlandes“.

Und im Mittelpunkt dieser Familie steht Isolda Brandlmayer, genannt Nanni Schachtlhuber, der Sonnenschein ihrer Umgebung. Gesegnet mit einem glücklichen Temperament ist ihr Leben ein Dasein der Nächstenliebe. Ihre Kräfte stehen im Dienste ihres Herzens, dem Aufgabe und Lebenszweck ist, zu helfen und zu stützen, zu trösten und zu raten.

Die Verfasserin schuf dank ihres außergewöhnlichen Einfühlungsvermögens einen

Roman echt österreichischer Prägung und zeichnet in der Nanni Schachtlhuber eine einzigartige und beispielgebende Gestalt voll warmer und edler Menschlichkeit, wie wir ihr in der Literatur nur selten begegnen.

Anna Hilaria von Eckhel. Die sieben Geier. Roman. Neue wohlfeile Ausgabe. In Ganzleinen 3,75 RM., Bergstadtverlag, Breslau.

Anna Hilaria von Eckhel hat sich durch ihre Wiener Romane, die zum Reizendsten gehören, was deutsche Fabulierkunst schuf, bekannt gemacht. Gern greift man also nach einem Werk, das ihren Namen trägt. „Die sieben Geier“ — das klingt etwas herb. Aber das Buch ist nichts weniger als das, ist vielmehr schlecht hin bezaubernd lebenswürdig. Ein wahrer Jungbrunnen, der neue Lebenslust spendet.

Die Sonne scheint noch einmal so schön, das Leben ist noch einmal so froh und vergnüglich, und auch die großen Menschheitsübel, Kummer, Not und Tod, haben verführerischen Beiklang. Weinen und Lachen, die ganze volle Tonkala aus der Tiefe der Seelengual bis zur überschäumenden Freude wird so überzeugend vorgetragen, daß kühles Beiseitestehen unmöglich ist.

Den Umschlag gestaltete Bruno Wiener, Breslau

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51

Hain

im Riesengebirge. 550—1250 m
Riesengebirgsmitte
Ruhe • Sonne • Erholung
Waldschwimmbad • Liegewiesen
Bequem erreichbar
mit der Hirschberger Thalbahn
Prospecte in allen Reisebüros